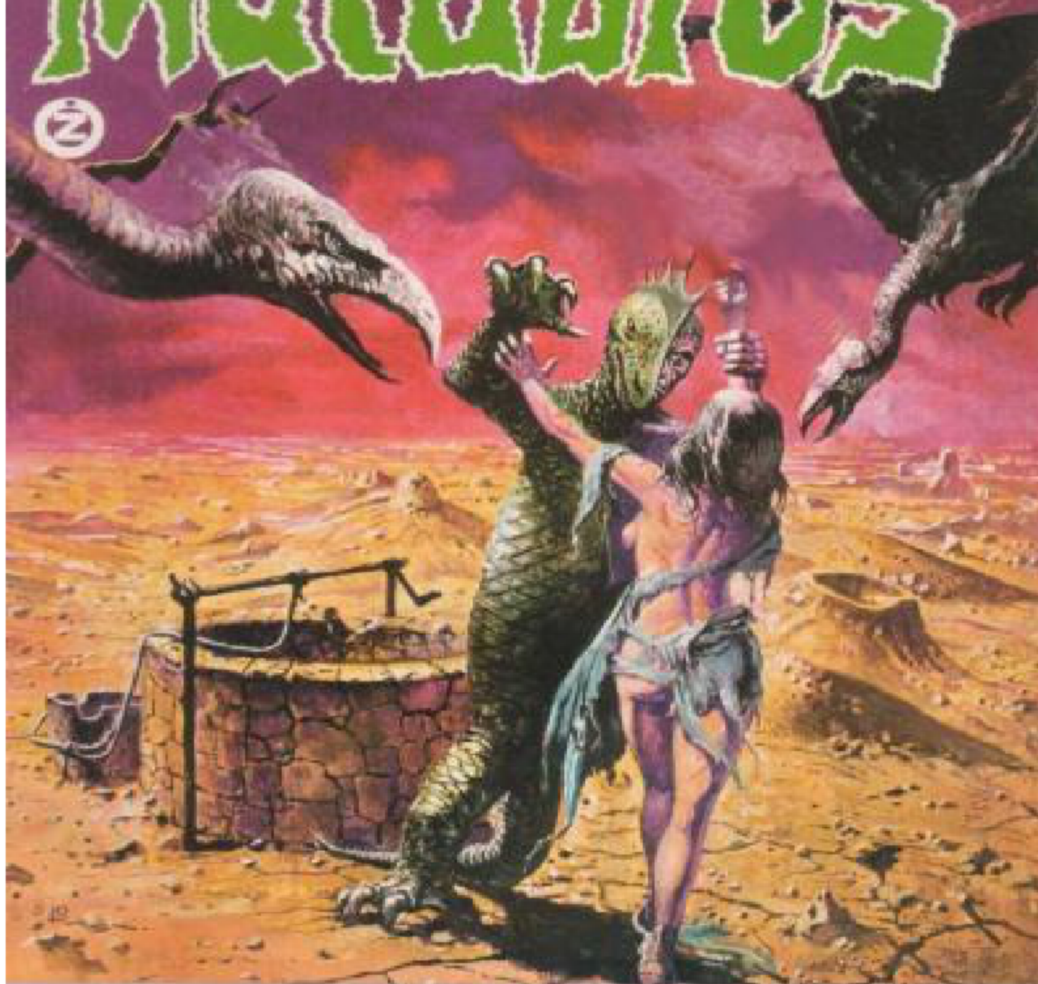
DAN SHOCKER's Macabros



Nr. 89

DM 1.50

Österr. S 12; Schweiz Fr. 1.80
Schwed. Kr. 4.25 incl. moms
Italien L 650; Spanien Pts 60
Printed in Germany

Rückkehr in den Totenbrunnen



Nr. 89

Rückkehr aus dem Totenbrunnen

(Der zweite Weg in die Dimension des Grauens)

Was zuletzt geschah:

Nach aufregenden Abenteuern im Mikrokosmos ist Björn Hellmark wieder mit seinen Freunden auf der unsichtbaren Insel Marlos vereint.

Dort hat Ak Nafuur inzwischen ein Programm zusammengestellt, das es Björn und seinen Vertrauten ermöglichen soll, die Todfeindin – die Dämonengöttin Rha-Ta-N'my - an ihrer empfindlichsten Stelle zu treffen und ihren Einfluß in dieser Welt ein für allemal zurückzudrängen. Dazu ist es notwendig, daß er dreizehn schwere Prüfungen auf sich nimmt, die in die dreizehn Wege münden, welche in die Dimension des Grauens und Wahnsinns führen. Nur wenn es ihm gelingt, jeden Weg erfolgreich zu beenden, hat er vielleicht eine Chance, in das Zentrum der Finsternis einzudringen.

Ak Nafuur, der sein Ende nahen fühlte, beeilte sich, sein Testament in dreizehn versiegelten Umschlägen zu hinterlassen. Um auf Einzelheiten einzugehen, blieb ihm keine Zeit mehr. So hinterläßt er ein gefährliches Fragment…

Dennoch ist Björn bereit, das Risiko auf sich zu nehmen, denn in dem Moment, da er sich entschließt, den ersten Umschlag zu öffnen, erklärt er sich automatisch dazu bereit, auch die anderen zwölf Wege in die Dimension des Grauens einzuschlagen, wenn er dazu noch die Gelegenheit haben sollte. Es gibt – nach seiner Entscheidung – kein Zurück mehr für ihn. Er muß seiner Bestimmung folgen, gleich, wohin sie ihn auch führt…

Es geschah mitten in der Stadt. Die Frau stand an der Verkehrsampel, um die Straße zu überqueren, sobald die Ampel auf Grün sprang. Die Münchnerin war nervös und hatte es eilig. In einer Stunde schlossen die Geschäfte, dann mußte sie alles erledigt haben. Am Abend erwartete sie Gäste.

Plötzlich stutzte die Frau, als ihr Blick auf die gegenüberliegende Straßenseite fiel. Unwillkürlich stockte ihr Herzschlag. Da lief jemand, den sie kannte, den zu sehen sie aber nicht erwartete. Es handelte sich um eine auffallend schöne, großgewachsene, dunkelhaarige und langbeinige Frau. Die Art, wie sie schritt, wie sie sich gekleidet hatte, zog unwillkürlich den Blick an.

»Sonja…«, entfuhr es der Beobachterin an der Ampel. »Das… ist doch… Sonja Wilken!« Angelika Huber glaubte ihren Augen nicht trauen zu dürfen. »Aber… das kann nicht sein… Sonja ist doch seit fünf Jahren spurlos verschwunden…«

*

Die Frau hatte das Gefühl, der Boden unter ihren Füßen würde sich öffnen.

Sie schloß zwei Sekunden die Augen und hoffte, daß alles nur auf Einbildung oder einem Irrtum beruhte. Wenn sie zum zweiten Mal hinsah, würde Sonja Wilken sicher nicht mehr da sein und…

Doch!

Da drüben lief sie… Das Bild täuschte nicht. Ihr aufrechter, schneller Gang… ganz typisch für sie.

Angelika Huber handelte mechanisch. Sie konnte nicht mehr warten, bis die Ampel umsprang. Sie mußte zu dieser Frau dort drüben, mußte sie ansprechen, ehe sie in der Menge verschwand.

Angelika Huber lief auf die Straße.

Bremsen quietschten.

Dicht vor ihr kam ein Wagen gerade noch zum Stehen. Der Fahrer kurbelte das Fenster herunter und schimpfte lauthals über die unvorsichtige Frau.

Angelika Huber blickte sich nicht um.

»Sonja!« rief sie, so laut sie konnte, rannte dabei weiter über die Straße, fuchtelte wild mit den Armen und lief im Zick-Zack zwischen den Autos durch, von denen einige weitere im letzten Augenblick bremsen konnten.

Den Fahrern sträubten sich die Haare über den Leichtsinn und die Unvorsichtigkeit, und sie gaben ihrem Ärger deftigen Ausdruck.

Es war ein Wunder, daß es zu keinem Auffahrunfall kam, zu keiner Gefährdung Angelika Hubers.

Die Dreißigjährige rannte, so schnell sie ihre Beine trugen, über

den Gehweg und rief den Namen der vermeintlichen Freundin, die jedoch nicht reagierte, sondern ohne sich umzudrehen weiterlief.

Sie verschwand zwischen anderen Passanten.

Es herrschte lebhaftes Treiben auf der Straße.

Angelika Huber stieß mit mehreren Passanten zusammen, murmelte flüchtige Entschuldigungen und rannte weiter.

»Sonja!« rief sie. »So warte doch… hallo, Sonja?!«

Sie genierte sich über ihr eigenes Verhalten. Leute blieben stehen und blickten ihr kopfschüttelnd nach.

Aber dann war es ihr egal.

Dies war ein besonderer Fall. Wenn man jemand wiedersah, der als verschollen oder gar tot galt, erforderte das ein anderes Verhalten.

Sie konnte nicht einfach ruhig hinterherlaufen und riskieren, daß das Objekt ihres Interesses im Menschengewimmel verschwand.

Ihre Verfolgerin erreicht mit einiger Mühe ebenfalls den Eingang.

Irritiert blieb Angelika Huber stehen und blickte verwirrt nach allen Seiten.

Sie schluckte trocken und ärgerte sich. Von Sonja war weit und breit nichts mehr zu sehen. Es schien, als hätte sie sich in Luft aufgelöst…

Aber nein! Da war sie ja!

Plötzlich entdeckte Angelika Huber die Boutiquebesitzerin wieder. Sie stand auf einer Rolltreppe und ließ sich ins Basement tragen.

Angelika Huber bahnte sich einen Weg durch das Gedränge und schaffte es diesmal, in die Nähe der dunkelhaarigen Frau zu kommen.

»Sonja!« sagte sie außer Atem. »Mein Gott… wie bin ich gerannt…« Sie lief drei, vier Stufen auf der Rolltreppe nach unten, um auf der Höhe der groß gewachsenen, elegant gekleideten Frau zu sein. Doch die reagierte nicht auf ihren Ansprachеversuch.

»Hey, Sonja? Was ist denn?« Angelika Huber wurde unsicher.

Hatte sie sich so getäuscht? War das gar nicht Sonja Wilken? War sie eine Doppelgängerin?

Dieser Gedanke drängte sich nur kurz in den Vordergrund ihrer Überlegungen. Aber gerade die große Nähe zu ihr ließ sie diesen Gedanken wieder verwerfen.

Das war Sonja, wie sie leibte und lebte!

»Entschuldigen Sie…?« Angelika Huber lief ihr einfach nach, als die dunkelhaarige Frau in dem figurbetonenden Kostüm die Rolltreppe verließ und zur Lebensmittelabteilung des Kaufhauses steuerte. »Ich muß Sie sprechen…«, sagte sie plötzlich förmlich. »Sie sind doch Sonja, nicht wahr?«

Angelika Huber stellte sich der Verfolgten so in den Weg, daß ihr nichts anderes übrig blieb als stehen zu bleiben.

»Ich bitte Sie!« fauchte die Dunkelhaarige. »Was wollen Sie denn

von mir?« Ihre Stimme klang kühl und verärgert.

»Erkennst du mich denn nicht?« wurde Angelika Huber wieder vertraulicher.

»Ich habe Sie nie gesehen!«

»Das kann ich kaum glauben… Ich bin Angelika…«

»Das sagt mir nichts. Sie *müssen* mich mit jemand verwechseln.«

»Unmöglich! Ich…«

»Bitte, entschuldigen Sie mich. Ich habe keine Zeit, mich hier aufzuhalten… ich bin nicht die Frau, für die Sie mich halten!«

›Sonja Wilken‹ ließ sie einfach stehen und verschwand zwischen den Regalen.

Angelika Huber war wie vor den Kopf geschlagen.

Sie bezweifelte noch immer, daß sie sich getäuscht hatte. Wie in Trance erlebte sie die folgende halbe Stunde.

Die Dreißigjährige war unfähig einzukaufen. Sie hielt sich in der Nähe der vermeintlichen Sonja Wilken und beobachtete sie kritisch.

Da stimmte jede Bewegung, jede Geste… Die typische Mimik, die Art zu sprechen, zu lächeln… nur eines stimmte nicht: der Ausdruck der Augen. Er war seltsam starr und leer…

Außerdem war diese ›Sonja Wilken‹ ein wenig älter geworden… aber auch das war natürlich. Damals, als sie auf rätselhafte Weise verschwand, war sie achtundzwanzig Jahre alt. Seit diesem Tag waren fünf Jahre vergangen… »Sonja Wilken« mußte jetzt also dreiunddreißig sein.

Angelika Huber vergaß die Zeit, vergaß einzukaufen und verfolgte die Frau, mit der sie vor fünf Jahren so oft zusammen war. Das Verhältnis zwischen ihnen beiden war so gut gewesen, daß sie sogar oft in einer der beiden Boutiquen aushalf, die Sonja Wilken eröffnet hatte, die eine in der Ludwigstraße, die andere in Schwabing.

Nach dem rätselhaften Verschwinden der Besitzerin hatten Gläubiger den Konkurs und die Versteigerung erzwungen.

Es gab da ein bestimmtes Verdachtsmoment, das Angelika Huber seit damals beschäftigte. Zu gern hätte sie gerade diese Frage beantwortet gehabt.

Zur gleichen Zeit nämlich, als Sonja Wilken aus München verschwand, tauchte noch jemand unter, über dessen Schicksal man bis zur Stunde genauso wenig wußte: Heinz Marstner…

Gab es da einen Zusammenhang?

Hatten die beiden – ohne daß es ihre Umgebung rechtzeitig bemerkte – einen gemeinsamen Plan geschmiedet? Hatte Marstner seine Familie verlassen, um mit Sonja zusammen zu sein?

Angelika Huber war dunkelblond, einen Kopf kleiner als »Sonja Wilken« und nicht ganz so hübsch. Man sagte, daß Sonja Wilken eine der schönsten Frauen der Isar-Metropole gewesen sei…

Sie war noch immer schön, und sie war Sonja, auch wenn sie es abstritt! Sie war aus einem unerfindlichen Grund nach fünf Jahren zurückgekommen, konnte nicht zugeben, daß sie es war, und würde wieder verschwinden, ohne eine Spur ihrer ehemaligen Freundin.

›Sonja Wilken‹ schien nicht mehr an die Begegnung zu denken und erst recht nicht daran, daß sie weiterhin beobachtet wurde.

Die große Frau mit den schönen dunklen Augen und dem aufregenden Gang verließ nach etwa fünfunddreißig Minuten wieder das Kaufhaus. Angelika Huber blieb ihr auf den Fersen.

Sie sah, daß etwa zweihundert Meter vom Haupteingang entfernt in einer Seitenstraße ein Auto parkte, dem Sonja Wilken sich näherte.

Damit begab sich die ehemalige Boutiquenbesitzerin genau in die entgegengesetzte Richtung, aus der sie ursprünglich gekommen war.

Bei dem Fahrzeug handelte es sich um einen hellgrauen amerikanischen Straßenkreuzer mit einem dünnen roten Zierstreifen in halber Höhe der Türen und mitten auf der Kühlerhaube.

Am Steuer saß ein Mann. Ein Ausländer mit schwarzem Haar, ein dunkler Typ. Im ersten Moment glaubte die dunkelblonde Münchnerin, daß es sich um einen Neger handelte.

Als sie näher an das Auto herankam, mußte sie ihren ersten Eindruck revidieren.

Das war kein Neger, sondern ein Indio. Die Nase war leicht gebogen, die Stirn verhältnismäßig hoch, die Backenknochen traten etwas hervor.

Auf dem Gesicht lag ein leichtes Lächeln, als ›Sonja Wilken‹ die Straße überquerte.

Der Wartende verließ das Auto und öffnete der gutaussehenden Frau die Tür auf der Beifahrerseite.

›Sonja Wilken‹ deponierte ihre Einkaufstüten auf dem Rücksitz, lehnte sich in die Polster, und der Mann neben ihr sagte etwas zu ihr.

Da beging Angelika Huber eine Kurzschlußhandlung.

Sie verließ den Gehweg, rannte über die Straßen, winkte ›Sonja‹ und dem Fahrer zu und gab mit dieser Geste zu verstehen, daß sie noch etwas mitteilen wollte.

Es war der Augenblick, als der Indio startete.

Er gab sofort Gas.

Das Auto schoß geradezu nach vorn.

Das ging so schnell, daß Angelika Huber diesmal nicht mehr ausweichen konnte.

Reifen quietschten, der Motor röhrte auf. Wie ein Ungeheuer flog die Kühlerhaube auf sie zu.

Die Frau schrie.

Sie sah hinter der getönten Frontscheibe die Gesichter ›Sonjas‹ und ihres exotischen Begleiters, der aus den Urwäldern Mexikos oder

Yucatáns zu kommen schien.

Ein Gedanke zuckte in ihr auf. Sie konnte ihn nicht mehr zu Ende spinnen.

»Halt! Stehenbleiben!« Angelika Huber schrie wie von Sinnen.

Der Fahrer bremste nicht, sondern gab Gas…

Die Frau versuchte noch zur Seite auszubrechen, wurde aber vom linken Kotflügel erfaßt und in die Luft geschleudert.

Es gab zwei dumpfe Schläge, als der Körper erst auf die Kühlerhaube geschaufelt wurde, dann über das Dach des davonpreschenden Fahrzeugs fiel und hinabrutschte.

Angelika Huber flog auf die Straße.

Der Fahrer raste mit hohem Tempo auf die Hauptverkehrsstraße, überholte in waghalsigen Manövern und beeilte sich, so schnell wie möglich zur Ausfallstraße zu gelangen, die direkt auf die Stadtautobahn führte.

Der Fahrer floh und kümmerte sich nicht um das Opfer, das reglos auf der Straße lag und im Nu von zahlreichen Passanten umringt wurde, die den Ablauf der Ereignisse in der Eile kaum mitbekommen hatten…

*

Die Insel lag zwischen Hawaii und den Galapagos.

Sie hieß Marlos, aber keine Karte der Welt zeigte ihren Standort. Offiziell gab es diese Insel nicht, nur eine Handvoll Menschen wußte von ihr. Björn Hellmark und seine Freunde…

Marlos war unsichtbar.

Sie war ein Vermächtnis an Hellmark, der seinerzeit das Erbe angetreten hatte und gleichzeitig damit mehr als nur dieses übernahm.

Hellmark hatte sein Leben dem Kampf gegen die Mächte der Finsternis geweiht. Überall lauerten die Boten des Bösen und Grauens – nur nicht auf Marlos. Hierher konnte kein Scherge Rha-Ta-N'mys kommen. Marlos war tabu und konnte nur von denen betreten werden, die guten Willens waren…

Viele gefahrvolle Abenteuer lagen bereits hinter Björn und seinen Freunden. Hier auf Marlos hatten sie dann immer wieder neue Kraft schöpfen können.

Die Insel bot einen tiefen, weichen Sandstrand, der von hohen Palmen gesäumt wurde.

Eine Landzunge wies einen mächtigen Felsblock auf, der die Insel im Südosten scheinbar begrenzte. In diesem, der die Form eines Schädels hatte, befand sich die Geisterhöhle. Sie lag abseits der Blockhütten, die zwischen und auf den sanften Sanddünen standen, umgeben von schattenspendenden Palmen.

Hinter den Hütten lagen Ställe und Schuppen für Gänse, Hühner, Schweine und Ziegen, lagen Äcker und Felder, die Früchte trugen. Die Menschen auf der Insel ernährten sich ausschließlich vom eigenen Anbau.

Die reinen Quellen im Landesinnern versorgten sie mit Frischwasser.

Pepe und Jim, der Guuf, waren gerade damit beschäftigt, große irdene Krüge mit frischem, klarem Wasser herbeizutragen und in die einzelnen Hütten zu bringen.

Rani Mahay, ein Koloß von einem Mann, dessen Haut die Farbe dunkler Bronze hatte, stand bis zu den Knien im Wasser und fischte. Danielle de Barteaulieé – eine junge Französin, deren Leben unter einem eigenwilligen Schicksalsstern stand, ging ihm dabei zur Hand.

Jenseits der Hütten gab es einen frischen Grabhügel, auf dem ein einfaches Holzkreuz stand, in das der Name ›Ak Nafuur‹ eingeschnitzt war.

Ak Nafuur war bis vor wenigen Tagen noch Marlosbewohner gewesen. Der alte Priester, der in einer fernen Vergangenheit der Erde die Entscheidung traf, für Rha-Ta-N'my zu kämpfen, hatte zuletzt doch wieder ein Dasein als Mensch vorgezogen, hatte sein Dämonendasein aufgegeben und die Sterblichkeit gewählt. In kurzer Zeit war er zum Greis geworden.

Ak Nafuur fühlte den Tod nahen, nutzte die Zeit und hinterließ dreizehn versiegelte Umschläge in denen er all das mitteilte, was er über die Strategie und den Aufbau des Reiches der Finsternis wußte.

In einem letzten, ergänzenden Gespräch kurz vor seinem Ableben ließ er Björn Hellmark darüber hinaus wissen, daß es eine Möglichkeit gab, die Herrscherin in der Dimension des Grauens, die Dämonengöttin Rha-Ta-N'my, aufzusuchen und zu vernichten.

Um diesen risikoreichen Weg gehen und das Ziel zu erreichen, mußte er genau dreizehn Aufgaben erfüllen.

Nur wenn er die vorangestellte Aufgabe erfolgreich abgeschlossen hatte, war es ihm erlaubt, den folgenden Umschlag aufzureißen.

Das tat er nun.

Björn Hellmark befand sich in der Geisterhöhle.

Die weiträumige Felsenhalle war ein besonderer Ort, ein Refugium und sein ganz persönlicher »Besitz«. Stufen führten pyramidenförmig nach oben. Auf den Stufen standen steinerne Throne, auf denen kostbar gekleidete Skelette saßen. Jeder Thron trug tief eingemeißelt den Namen des Verblichenen.

Das war die Vergangenheit, Dinge, die bereits geschehen waren…

Aber es gab auch einen Thron, der zwar einen Namen trug, auf dem aber kein Skelett saß.

Es war Björn Hellmarks Thron, auf dem er saß, um den Umschlag

zu öffnen. In der Stunde seines Todes – dies war ihm prophezeit – würde er diesen Platz aufsuchen und so werden wie jene, die ihm in die Ewigkeit vorausgegangen waren…

Doch bis dahin hatte es noch Zeit, bis dahin gab es noch viel zu tun.

Hellmark war ernst, aber zuversichtlich. Der erste Weg in die Dimension des Grauens war erfolgreich verlaufen.

Dank der Hilfe seiner Freunde hatte er die anstehenden Schwierigkeiten meistern können.

Welche Nachricht, welche Aufgabe erwartete ihn nun in jenem versiegelten Umschlag, der das Stichwort »Totenbrunnen« trug?

Engbeschrieben waren die Blätter, die er herauszog. Auf einem Extrabogen gab es auch wieder eine Skizze.

Björn nahm sich der Reihenfolge nach die Botschaft vor. Aufmerksam las er den Text, und ihm war, als höre er Ak Nafuurs Stimme…

»Wenn du die zweite Botschaft in der Hand hältst, kann ich dir gratulieren, denn dann hast du die erste Aufgabe mit mehr oder weniger Erfolg hinter sich gebracht. Ich hoffe ohne große Verluste… der Weg in die Dimension des Grauens ist nie völlig kalkulierbar. Ich habe versucht, so viele Schwierigkeiten wie möglich zu erkennen und für dich auszuschalten. Aber es sind noch genügend übrig, so daß du dich über harte Arbeit nicht beklagen wirst…

Es geht um den zweiten Weg in Rha-Ta-N'mys Reich. Dazu muß ich dir ein Geständnis machen.

Ich war lange Zeit dein Feind. Als Dämonenfürst Molochos trachtete ich dir nach dem Leben. Ich setzte alles daran, dir dein Dasein so schwer wie möglich zu gestalten. Mein Ziel war es, dich damals in den Totenbrunnen zu locken, damit du ein Helfershelfer des Schlangengottes würdest. Er steht auf der Seite der Dämonen, und seine Macht ist nicht zu unterschätzen. Er schöpft seine Kraft aus den Opfern, die ihm seit Urzeiten dargebracht werden. Auch noch heute. Die Mayas und Azteken, geheimnisvolle Völker, die unter anderem auf der Insel Atlantis zu Hause waren, haben die schrecklichen Opfer fortgesetzt und weitergereicht an ihre Nachkommen. Es gibt noch heute – zu dieser Stunde in dieser Gegenwart – einen versprengt lebenden Stamm, der die Rituale nach altem Brauch erfüllt.

Junge Maya- und Azteken-Mädchen werden ausgewählt und von Priestern in einen rätselhaften Brunnen geworden, der jedoch keinen Grund hat. Die Opfer werden aus dieser Welt gestoßen, gelangen in eine andere und werden dort zu Gespielinnen, zu Marionetten des Schlangengottes oder der schrecklichen Ungetüme, die ihm gleich sind…«

In allen Einzelheiten führt Ak Nafuur dann die Ereignisse auf, die

Björn Hellmark schon mal in den Bann des »Totenbrunnens« zogen.

Die Erlebnisse erstanden vor dem geistigen Auge des großen, blonden Mannes mit den kühnen Gesichtszügen des Abenteurers.

Die Begegnung mit Evita, der jungen Mexikanerin aus Mexiko-City… die Verfolgung mit seinem Zweitkörper Macabros, mit dem er dem Schrecklichen nacheilte, der sich in den Brunnen stürzte… die Stimme des Schlangengottes, der ihm eine rätselvolle Mitteilung machte… Wie mit einem glühenden Eisen schien jedes einzelne Wort von damals in sein Gedächtnis eingebrannt worden zu sein.

In der Erinnerung sah er wieder die Dunkelheit, erlebte er die geräuschlose Welt, eine fremde, dumpfe Umgebung, in der die Zeit still zu stehen schien.

Und doch war er nicht allein. Tausend Stimmen, tausend Gefühle ergriffen von ihm Besitz, die wieder spürbar wurden, als er an sie dachte. Eine Stimme - die des Schlangengottes – übertönte jedoch nach wie vor alle anderen. Das Wissen war einfach in seinem Bewußtsein durch Macabros, seinem Doppelkörper, erfaßt und von ihm gespeichert.

»…es wird dir nicht gelingen, mein Reich zu zerstören. Alle, die mich verehrten, hatten ihren Vorteil davon – alle diese werden gegen dich sein. Ich bin so alt wie das Universum. Priester und Magier auf Atlantis haben mich gerufen, und ich bin gekommen.

Als Atlantis in den Fluten versank, überlebten die Mächtigen und Wissenden und suchten nach einer neuen Bleibe, einer neuen Welt. Sie behielten die alten Rituale bei, um meine Gunst nicht zu verlieren.

Nur wenn ich fröhlich bin, wenn ich mich an der Angst und dem Grauen und der Verzweiflung der armseligen Menschen erfreuen kann, bin ich glücklich. Sie nennen mich ihren Schlangengott. Meine Welt liegt jenseits der Dimensionen, in der du zu Hause bist. Sie kann überall sein und nirgends. Viele Menschen haben sie schon gesehen. Die zu mir kamen, blieben.

Sie mußten bleiben, denn man hatte sie mir geschenkt. Freiwillig…

In dieser Stunde entscheidet sich Xantilons Schicksal. Und ich bin mit meiner Welt dorthin gekommen, um zu beweisen, daß ich hier sein kann, denn die alten Götter haben ihre Macht verloren. Doch du – du bist gefährlich, und deshalb werde ich mich zurückziehen! Du bestehst nicht aus Fleisch und Blut, ich kann dich nicht zu einem Teil meiner selbst machen.

Ich bin der Schlangengott, ich bin ewig! Wir haben uns das erste Mal getroffen, aber nicht das letzte Mal. Ich bin sicher, daß unsere Wege sich nochmal kreuzen. Dann aber wirst du bei mir bleiben, denn ich werde deinen wahren Körper mein eigen nennen…«

Unmittelbar nach diesen Worten war seinerzeit Macabros aus dem Brunnen geworfen worden, wie ein ungenießbarer Bissen von einem

Tier weggespuckt wird.

Die Worte paßten genau zu seiner Situation.

Und sie hatten noch immer Bedeutung.

Der Schlangengott konnte überall sein. Sein Ziel war Tod, Vernichtung, Veränderung. Xantilon war für diese Grauenhaften aus der Tiefe überall… auch die Welt, wie sie jetzt war, sollte zu Xantilon werden. Ihr Untergang war von den Mächten der Finsternis bestimmt.

»Damals«, so setzte Ak Nafuur seine schriftlichen Aufzeichnungen fort, »war ich an deinem Untergang interessiert. Aber ich war anderweitig so intensiv beschäftigt und so sicher, daß du in einer Sackgasse gelandet warst und ich mich zu diesem Zeitpunkt nicht weiter um die Dinge kümmerte.

Du bist seinerzeit durch Arsons Hilfe von dem Kontinent Xantilon und damit aus der Vergangenheit freigekommen.

Zur gleichen Zeit, als dein Lebensschicksal an einem seidenen Faden hing, konnte ein Sterblicher der Versuchung nicht widerstehen, einen Zipfel des Geheimnisses der Schwarzen Macht zu heben.

Dieser Mann drang in den Urwald Yucatáns vor und suchte die Opferbrunnen der Mayas. Nur einer kam in Frage für seine Zwecke. Dieser Mann ahnte damals nicht, daß jeder seiner Schritte schon lange Zeit vorher von einem Wissenden beobachtet wurde. Dieser Beobachter schloß sich ihm an, verscheuchte mit Hilfe des Schlangenamulettes die Träger des Abenteurers und führte diesen dann zu jenem gewissen Brunnen, der ihm zum Schicksal wurde.

Sie erreichten das vergessene Dorf, in dem noch heute – abseits jeder Zivilisation – eine Maya-Sippe lebt, und zwar genauso wie vor Jahrtausenden.

Der Abenteurer – sein Name war Kay Olsen, wie ich herausfinden konnte - stieg in den Opferbrunnen und geriet in die Dimensionsspirale des Schlangengottes. Damit hatte sein Begleiter genau das Ziel erreicht, das er ansteuerte.

Olsen sollte zum Verräter, zum Veränderten werden.

Als er den Brunnen wieder verließ, geschah das Unabänderliche: er war kein Mensch mehr, sondern halb Mensch – halb Echse. Seine Gefühlswelt war die des Schlangengottes. Von dieser Stunde an war er besessen von dem Gedanken, anderen Menschen Angst und Grauen zu bringen. Das allein stellte ihn noch zufrieden.

Der ihm damals den Weg zeigte, gab sich als Schwarzer Priester aus. Es war Vartan Konk.

Als ich noch Molochos war, gehörte er anfangs zu der Gruppe meiner engsten Vertrauten. Dann ging er seinen eigenen Weg. Seine besondere Zuneigung galt dem Schlangengott, und so kam es, daß er sich ihm auch ganz zuwandte, ihn verehrte, seine Geheimnisse ergründete und zu seinem Helfer wurde.

Das Amulett mit dem Bild des Schlangengottes verlieh ihm magischen Kraft.

Vartan Konk war stets darauf aus, schnell zu einem Erfolg zu kommen. Er war auch sehr ehrgeizig.

Eine Zeitlang schien es, als wolle er mir meine Rolle als führende Persönlichkeit der Schwarzen Priester abspenstig machen. Aber das ließ Rha-Ta-N'my nicht zu. So trennte er sich von uns, er hatte nichts mit der Gemeinschaft der Schwarzen Priester zu tun, obwohl er sich noch als solcher ausgab.

Du wirst auf der Suche nach den 13 Wegen zu Rha-Ta-N'my – noch – oft die Erfahrung machen, daß es welche gab und noch immer gibt, die sich als Schwarze Priester ausgeben, aber in Wirklichkeit nicht mehr die echten sind. Es gab mit Dwahl, der als erster abtrünnig wurde und sich auf einer Welt in einer anderen Dimension verbarg, insgesamt acht aus den Anfangstagen, die über die größte Macht verfügten. Du hast sie alle getötet. Bis auf mich, den du von der Besessenheit mit Hilfe der versteinerten Augen des Schwarzen Manja befreien konntest…

Aus der Vereinigung der Schwarzen Kaste sind noch viele vorhanden, sie sind in alle Winde verstreut. Die einen dienen Apokalypta, die anderen Ustur, dritte wiederum warten auf die Ankunft Myriadus', dessen Macht in der Tat nahe bevorsteht. Aber davon wollen wir nicht reden. Der Weg in das Herrschaftszentrum Rha-Ta-N'my steht zur Diskussion, und nur er kann dir wirklich Erfüllung oder den Tod bringen.

Konzentriere dich nicht auf die Dinge, die am Rand geschehen. Auch sie sind wichtig. Natürlich… Wenn du dich dem zuwendest, was am Rande geschieht, wird es dich Kraft kosten. Vielleicht auch das Leben. Verkauf es teurer – das ist mein Rat jetzt, da du dich schon entschlossen hast, den direkten Weg zu gehen…

Der zweite Weg in die Dimension des Grauens sieht für dich folgendermaßen aus: Erstens, du mußt nochmal zurück in den Totenbrunnen. Am anderen Ende, in der Vergangenheit des Schlangengottes, befinden sich die Reste einer Stadt, in der junge Menschenfrauen in den Wahnsinn und den Tod getrieben wurden. Du findest dort in den Ruinen die ›Ewige Flamme der Schlangengöttin Luku-U'moa‹… ihr zu Ehren veranstaltet der Schlangengott die Todesriten, denn die Schlangengöttin kam einst von den Menschen, und sie ist wieder zu den Menschen zurückgekehrt… Seit dieser Zeit rächt der Schlangengott sich an den Opfern, die ihm von seinen Verehrern zugehen. Du mußt die ›Ewige Flamme‹ an dich nehmen. Dies ist äußerst schwierig, aber nicht unmöglich. Nur wenn du die ›Ewige Flamme‹ besitzt, wird es Sinn haben, den dritten Weg einzuschlagen, von dem ich jetzt jedoch noch nicht reden will.

Zweitens: Die ›Ewige Flamme‹ wird von einem Sandwurm bewacht. Das mehrere hundert Meter große Untier ist verantwortlich für das magische Licht. Du mußt das Ungeheuer bezwingen. Mit dem ›Schwert des Toten Gottes‹ sollte dies kein Hindernis für dich sein…«

Als Hellmark diese Zeilen las, lief es ihm heiß und kalt über den Rücken.

Die kostbare Waffe, die für seine Hand geschmiedet worden war, befand sich nicht mehr in seinem Besitz! Sie war ihm beim letzten Zusammenstoß mit Apokalypta, einer Hauptdämonin, abhanden gekommen… Nur sie wußte, wo sich die Waffe zur Zeit befand.

Sein Freund Arson, der Mann mit der Silberhaut, hatte sich zwar auf den Weg in die Vergangenheit gemacht, um das »Schwert des Toten Gottes« zu suchen, aber bis zur Stunde gab es kein Lebenszeichen von Arson…

Hellmark schloß drei Sekunden die Augen, um sich zu innerer Ruhe zu zwingen.

Wenn er nur mit dem ›Schwert des Toten Gottes‹ eine Chance hatte, das wache Ungeheuer zu erlegen, war seine Mission in diesem Moment zum Scheitern verurteilt, und es gab keine Möglichkeit mehr für ihn, den zweiten aufgezeigten Weg in die Dimension des Grauens zu gehen, um Rha-Ta-N'my das Handwerk zu legen.

*

Er las weiter.

Ak Nafuurs Botschaft an ihn war noch nicht zu Ende.

»Drittens: du mußt Vartan Konk finden. Er ist noch immer ein Scherge des Schlangengottes. In der Gestalt eines Indio, der sich Manolito nennt, ist er zum erstenmal mit Kay Olsen zusammengetroffen. Vartan Konk hat diese Identität beibehalten. Du mußt ihn finden, denn solange Konk für den Schlangengott bereit ist, alles zu tun – wird es dir nicht gelingen, die ›Ewige Flamme der Schlangengöttin Luku-U'moa‹ in deinem Besitz zu halten. Und dies ist lebenswichtig für dich… meine Zeit war zu knapp, um festzustellen, an welchem Ort Konk sich aufhält, welche neuen Pläne er schmiedet. Du mußt ihn finden, Björn! Suche Vartan Konk alias Manolito… in welcher Reihenfolge du bei deinem Unternehmen vorgehst, ist dir überlassen… ich wünsche dir viel Glück. Du wirst es nötig haben…«

Sie lag im Marien-Hospital.

Unmittelbar nach dem Unfall war Peter Huber telefonisch von der Polizei unterrichtet worden.

Die Gäste für den Abend waren abbestellt worden. Im Leben änderten sich manchmal die Dinge von einer Sekunden zur anderen.

Peter Huber verließ gegen zwanzig Uhr das Krankenhaus. Er war

beruhigt, was den Zustand seiner Frau betraf.

Anfangs hatte alles viel schlimmer ausgesehen. Der blutig zerkratzte Körper, die Bewußtlosigkeit gaben im ersten Moment zur Besorgnis Anlaß.

Eine aufmerksam durchgeführte Untersuchung aber ergab dann, daß alles halb so schlimm war.

Angelika Huber hatte nicht mal etwas gebrochen.

Außer einer leichten Gehirnerschütterung, einem Schock und blauer Flecke am ganzen Körper hatte sie nichts abbekommen. Es war wie ein Wunder.

Beunruhigt war Huber über das, was er aus dem Mund seiner Frau vernommen hatte.

Sie behauptete allen Ernstes, daß es sich um keinen Unfall handelte, sondern um einen Mordanschlag!

Wußte Angelika wirklich, was sie da sagte?

Oder warf sie Traum, Wirklichkeit und Vorstellung durcheinander?

Sie behauptete ihrem Mann gegenüber, daß der Anschlag einen ganz plausiblen Grund hatte.

»Ich habe Sonja wiedererkannt, du erinnerst dich doch an sie, nicht wahr?« Die Stimme seiner Frau klang in Peter Huber nach wie ein Echo. »Sie verschwand vor fünf Jahren unter rätselhaften, bis heute nicht geklärten Umständen… Sonja ist zurückgekehrt, aber sie leugnet, Sonja Wilken zu sein! Dabei ist ein Irrtum ausgeschlossen… ich habe es auch der Polizei gesagt, aber die Beamten scheinen mir nicht zu glauben…«

Es war auch schwer, dies zu tun.

Hoffentlich war dieser Zustand Angelikas nur vorübergehend und gab nicht zur Besorgnis Anlaß.

Die Polizei hatte nach dem flüchtigen Fahrzeug sofort die Fahndung aufgenommen.

Bei dem Fluchtfahrzeug handelte es sich um einen silbergrauen Chevrolet Caprice mit roten Streifen. Er trug ein amerikanisches Nummernschild. Die Kennziffern waren leider unbekannt.

Trotz mehrfacher Durchsagen über die Service-Welle waren aus der Bevölkerung keinerlei brauchbare Hinweise gekommen.

Der silbergraue Chevrolet Caprice war wie vom Erdboden verschluckt.

Peter Huber verließ mit gemischten Gefühlen das Marien-Hospital, stieg in sein Auto und fuhr davon.

Er achtete nicht auf die Gestalt, die zwischen den anderen Wagen auf dem dunklen Parkplatz stand.

Es handelte sich um einen Mann, um einen Indio, der einen perfekt sitzenden, maßgeschneiderten Anzug trug.

Manolito…

*

Manolito blickte dem entschwindenden Fahrzeug nach, bis die roten Rücklichter zwischen vielen anderen nicht mehr zu erkennen waren.

Der Mann mit den rätselhaften, schwarzen Augen ließ noch zwei Minuten verstreichen, ehe er dem Parkplatz den Rücken kehrte.

Mit federnden Schritten lief Manolito über die Straße. Nur ein Anthropologe, ein Kenner der Rassen dieser Erde, hätte sofort gemerkt, daß Manolito alles andere als ein Indio war.

Der kühne Gesichtsschnitt, die hohe Stirn, kurz – seine ganze Erscheinung deuteten darauf hin, daß er ein reinblütiger Maya war…

Manolito betrat unbemerkt das Krankenhausgelände, ließ sich vom Lift drei Etagen höhertragen und gelangte in die Station, auf der Unfallverletzte lag.

Manolito wandte sich direkt an die Stationsschwester und fragte nach dem Zimmer, in dem Angelika Huber untergebracht war.

»Zimmer dreihundertsechzehn«, erfuhr er. »Aber es tut mir leid – ich kann keinen Besucher mehr einlassen. Frau Huber schläft schon.«

»Nur für einen Moment. Ich möchte nur einen kurzen Blick auf sie werfen…«

Er sprach leise und lächelte freundlich. Aber seine Augen blickten kalt.

Während er redete, knöpfte er behutsam sein Hemd auf und zog das Amulett hervor, das er an einem goldenen Kettchen auf der Brust trug.

Er hielt den runden Gegenstand vor das Gesicht der Krankenschwester, die im Sprechen sofort innehielt, als sie das Motiv erblickte.

Auf dem Amulett befand sich eine mehrfach in sich verschlungene Schlange, deren Maul weit aufgerissen war. Ein auffallend großer Federschmuck zierte den Schädel des Reptils.

Die grüne Schlange – bewegte sich!

Zuckend schnellte der häßliche, große Kopf herum, kalt, bedrohlich und hypnotisierend glitzerten die schwarzen Augen. Aus dem Kopf der Schlange schälte sich ein bleiches Gesicht. Es war ein Mittelding zwischen Menschenantlitz und Echsenkopf! Der Menschenschädel war kalkweiß, wie bleiches Gebein, und ein steifer, kammähnlicher Aufsatz reichte von der Stirnmitte bis über den Schlangenleib.

Der Blick der Krankenschwester wurde starr.

»Hüte dich vor der gefiederten Schlange«, sagte Manolito leise. »Sie kann dich verschlingen, wenn du dich gegen sie stellst – sie kann dir

aber auch das ewige Leben als Schlange schenken, wenn der Schlangengott dies für nützlich und brauchbar hält. Du wirst mich jetzt durchlassen… Du wirst dich auch nicht daran stören, wenn ich mit der Frau aus Zimmer dreihundertsechzehn in wenigen Augenblicken hier vorbeikomme. Du wirst mich begleiten und für die Situation die richtige Erklärung finden…«

Noch während er sprach, löste er mit einer unauffälligen Bewegung das Amulett von der Kette und preßte es fest gegen die Stirn der Krankenschwester.

Die Berührung mit dem körperwarmen Metall währte nur einige Sekunden. Das genügte.

Als Manolito das Amulett wieder wegnahm, prangte mitten auf der Stirn der wie hypnotisiert stehenden Frau ein spiegelverkehrtes Abbild der grünen, gefiederten Schlange.

Der Abdruck verblaßte, das sich bewegende Bild wurde von der Haut des Opfers völlig absorbiert, und es sah aus, als wäre die Miniaturschlange durch die Poren in den Leib der Frau gekrochen…

*

Der ganze Vorgang hatte nicht länger als zwanzig Sekunden gewährt.

Ohne von der Schwester angesprochen oder aufgehalten zu werden, betrat Manolito das Krankenzimmer Angelika Hubers.

Die Verletzte lag mit geschlossenen Augen im Bett. Sie atmete tief und ruhig und schlief ihrer Genesung entgegen.

Um die Mundwinkel des Eintretenden zuckte es verräterisch.

Es lief alles wie am Schnürchen. Ehe die Frau wieder bei vollem Bewußtsein war und sich zu erinnern begann, wie eigentlich alles abgelaufen war, würde sie sich in einer anderen Welt befinden, in einer, wo niemand sich dafür interessierte, was sie gesehen und erlebt hatte…

Wieder griff Manolito nach seinem Amulett.

Gespenstisch grün leuchtete die in sich verschlungene, gefiederte Schlange.

»Du wirst erwachen und keine Schmerzen mehr fühlen. Und dann wirst du mir folgen, ohne zu fragen, wohin ich dich bringen werde…« Er sprach leise, aber eindringlich.

In kreisenden, fast beschwörenden Gesten führte er das geheimnisvolle Amulett vor den geschlossenen Augen der Frau vorbei.

Angelika Huber begann leise zu stöhnen und richtete sich dann auf, obwohl sie die Augen noch immer geschlossen hielt.

»Komm’ mit mir… du wirst eine ganze neue Erfahrung machen! Du sollst Sonja Wilken wiedersehen… sie wird sich bestimmt freuen, dich

begrüßen zu können…«

Angelika Huber schlug wie in Trance die Decke zurück, während ihre geschlossenen Augen noch immer auf das Amulett gerichtet waren.

Dann öffneten sich ihre Augen.

Sie erkannte nicht ihre Umgebung, nicht den Mann aus dem Wagen, mit dem sie umgebracht werden sollte, sie begriff nichts… war wie betäubt, wie gelähmt…

Die Patientin kam auf ihre Beine zu stehen. Manolito, der Maya, war ihr dabei behilflich. Er faßte sie mit festem Griff unter den Arm.

Angelika Huber stand unter der Einwirkung einer Spritze, aber das Präparat allein hätte diese unvorstellbare Wirkung nicht gehabt.

Sie hatte Schmerzen, war bleich und kraftlos, aber die geheimnisvolle Magie aus dem Schlangenamulett versah sie in diesen Minuten mit einer Kraft, die ihr nicht bewußt wurde und die auch nicht normal war. Sie laugte ihren strapazierten Körper noch weiter aus…

Mechanisch griff Angelika Huber nach ihrem geblümten Morgenmantel, der an der Tür hing und schlüpfte hinein.

Sie befand sich auf der Schwelle zwischen Wachen und Träumen und hatte kein Gefühl für die Situation, die sie erlebte.

Manolito führte die Verletzte, deren Gang schwankte, durch die Tür nach draußen. Wie selbstverständlich gesellte sich die Schwester an die Seite der Patientin.

Alles ging glatt. Niemand hielt sie auf, niemand sprach sie an. Der gewählte Zeitpunkt für die seltsame Entführung des bisher einzigen Augenzeugen war günstig.

Der Aufzug brachte sie nach unten.

Noch immer keimte kein Verdacht, auch dann nicht, als eine andere Krankenschwester ihren Weg kreuzte.

Um diese Zeit war im Gegensatz zum Tag über nur noch wenig Personal anwesend.

Ein weiterer Glücksfall kam Manolito zu Hilfe.

Und wäre der nicht gewesen, hätte er sich einen anderen Weg gesucht, um mit Hilfe seines magischen Amulettes die Entführte dorthin zu bringen, wo er es für richtig hielt.

Vor dem Eingang stand ein Ambulanzwagen. Eine Kranke wurde auf einer Bahre getragen. Die beiden Sanitäter ließen ihr Fahrzeug vor dem gläsernen Portal stehen.

Manolito ergriff die günstige Situation sofort.

Er befahl Angelika Huber in den hinteren Teil des Krankenwagens und verschloß eigenhändig die Tür.

Die Stationsschwester blieb auch dann noch zurück, als er sich bereits ans Steuer klemmte und den Motor startete.

»Der Schlangengott selbst wird wissen, was er aus dir macht«, sagte Manolito einfach, indem er einen letzten Blick auf die Schwester warf, die ihn bis hierher begleitet hatte. »Die Entscheidung liegt ganz allein bei ihm. Ich habe lediglich die Weichen gestellt…«

Noch während er das sagte, wußte er, daß der Schlangengott die Entscheidung bereits getroffen hatte und die Magie einer anderen, finsteren Welt zu wirken begann.

Die Haut oberhalb der Nasenwurzel schimmerte seidig in den Farben grau, grün und braun. Es sah so aus, als wäre dort eine hauchdünne, gummiartige Schicht entstanden, die sich langsam weiter ausdehnte, und aussah wie eine Schlangenhaut…

*

Er fuhr den Krankenwagen der Ausfahrt entgegen.

Schon bei der Annährung hob sich die Barriere und gab den Weg frei.

Der Portier in der Loge grüßte den Fahrer. Manolito erwiderte den Gruß. Der Mann im Glashaus schöpfte keinen Verdacht.

Der Maya fädelte sich gleich darauf in den fließenden Verkehr ein.

Im Vorüberfahren warf Manolito noch einen raschen Blick auf den Parkplatz, wo ein dunkelgrüner Ford stand, mit dem er gekommen war.

Dieser Wagen trug ein französisches Kennzeichen und war in Paris zugelassen.

Nun, so schnell würde niemand Verdacht schöpfen, wenn das herrenlose Fahrzeug einige Stunden dort stand. Mit dem silbergrauen Chevrolet Caprice brachte schließlich kein Mensch dieses Auto in Verbindung.

Dabei handelte es sich um ein und denselben Wagen.

Mit der Magie Manolitos, die er aus der Welt des Schlangengottes mitgebracht hatte, waren Dinge möglich, die physikalischer Gesetzmäßigkeit Hohn sprachen.

Die Polizei würde weiterhin vergebens nach einem silbergrauen Chevrolet Caprice Ausschau halten. Den gab es nicht mehr!

Manolito fuhr über die Stadtautobahn Richtung Regensburg.

Sein Ziel war ein Haus im Bayerischen Wald, abseits jeglicher menschlichen Ansiedlung.

Dieses Haus gehörte einem Mann namens Kay Olsen…

*

Björn Hellmark analysierte die posthume Nachricht Ak Nafuurs mit aller Aufmerksamkeit.

Sie enthielt alles Wichtige. Aber es gab auch viele Lücken. Ak Nafuur hatte zu wenig Zeit gehabt, alle Details zusammenzutragen. Der Tod war schneller gewesen. Doch trotz dieser Löcher in Plan und Ausführung war der zweite Weg in die Dimension des Grauens gangbar, wenn er es geschickt anpackte.

Er besprach die anstehenden Probleme mit Carminia Brado und seinen Freunden.

Er wollte ihre Meinung hören und gemeinsam mit ihnen den besten Weg suchen.

Am meisten bedauerte er, nicht mehr im Besitz seines wertvollen Schwertes zu sein. Damit wäre zumindest der Start in dieses neue Abenteuer für ihn einfacher gewesen.

»Es hilft alles nichts«, lautete Björns Kommentar, nachdem sie sich beraten hatten, »wir müssen den Sprung ins kalte Wasser wagen. Allein habe ich kaum eine Chance. Ich brauche eure Hilfe.«

Detektivische Kleinarbeit ließ sich nicht völlig vermeiden.

Pepe, sein Adoptivsohn, und Jim, der Guuf, sollten den Kontakt mit Richard Patrick forcieren. Patrick war Herausgeber einer grenzwissenschaftlichen Zeitschrift mit dem vielversprechenden Titel ›Amazing Tales‹. Oft in verbrämter Form erschienen darin Berichte und Artikel über geheimnisvolle und rätselhafte Vorgänge in der ganzen Welt. In den meisten Fällen hingen diese Dinge mit irgendwelchen Aktivitäten finsterer Mächte zusammen.

Patricks Mitarbeiterstab und sein umfangreiches Archiv waren für Björn Hellmark und seine Freunde zu einer unbezahlbaren Kostbarkeit geworden.

Gab es in Patricks Archiv möglicherweise einen Hinweis auf einen »Kay Olsen« oder einen Eingeborenen namens Manolito? Waren sie in irgendwelchen undurchsichtigen Zusammenhängen den Mitarbeitern von »Amazing Tales« schon mal aufgefallen?

Hellmark ging zur gleichen Zeit einen zweiten Weg.

Er beabsichtigte einen Abstecher nach Mexiko City zu unternehmen.

Die Journalistin Evita hatte ein Erlebnis mit dem Totenbrunnen gehabt. Sie kannte die genaue Lage des Brunnens im Urwald.

Wenn Evita ihm genaue Angaben über den Brunnen machen konnte, dann kürzte das seine Suche beachtlich ab.

Auf der anderen Seite des Totenbrunnens konnte er dann einen ersten Versuch unternehmen, um herauszufinden, auf welche Weise sein weiteres Vorgehen am günstigsten war.

Carminia und Danielle de Barteaulieé sollten bis Björn Hellmarks Rückkehr eventuelle Hinweise Richard Patricks überprüfen.

Die Sache wurde zügig angegangen.

Björn ließ seinen Doppelkörper Macabros entstehen, der sich in

nichts von seinem wirklichen Leib unterschied. Die beiden Männer, die in diesem Moment nebeneinander standen, glichen sich wie eineiige Zwillinge.

Der eine bestand aus Fleisch und Blut, der andere aus einer ätherischen Substanz.

Hellmark hatte mit Hilfe seines Zweitkörpers die Möglichkeit, jeden Ort auf der Erde und im Kosmos aufzusuchen, ohne dabei seinen Originalleib versetzen zu müssen. Durch seinen Doppelkörper konnte er sich aber auch selbst an jeden beliebigen Punkt teleportieren und existierte dann an dieser Stelle praktisch zweifach.

Hellmark und Macabros berührten sich flüchtig.

Ein kurzer Gedanke genügte, und schnell wie dieser Gedanke vollzog sich die Reise von einem Punkt zum anderen.

Björn wollte in Mexiko City Evita Mochares aufsuchen, mit der entscheidenden Botschaft nochmal auf die Insel Marlos zurückkehren und dann gemeinsam mit Rani Mahay den Totenbrunnen aufsuchen. Waffen, die sie in anderen Dimensionen und Zeiten von kriegerischen Widersachern erbeutet hatten, befanden sich in der Geister-Höhle. Wenn sie sich mit Dolch und Schwert bewaffneten, hatten sie vielleicht gemeinsam eine Chance, doch etwas gegen den unheimlichen Wächter der › Ewigen Flamme der Schlangengöttin Luku-U'moa‹ auszurichten.

Aber zunächst war es wichtig für ihn, den genauen Standort des Brunnens zu erfahren, der einen in aller Abgeschiedenheit lebenden Maya-Stamm noch heute als Opferstätte diente.

Jene Mayas verehrten einen Schlangengott, dem als Opfer junge Mädchen und Frauen dargebracht wurden.

Auch Evita Mochares wurde seinerzeit gemeinsam mit einem Begleiter in den Brunnen gestoßen. Während es ihr gelang, aus dem Bereich des Schlangengottes zu entfliehen, ereilte ihren Freund das Schicksal. Er wurde halb Mensch, halb Echse, lebte und handelte von da an mit den Gefühlen des Schlangengottes.

Der Begleiter kam auf der anderen Seite des Totenbrunnens ums Leben, während Evita das Glück hatte, gerettet zu werden.

Die Vorgänge seinerzeit gipfelten schließlich darin, daß das Reich des Schlangengottes sich auflöste und vermutlich in einer anderen Dimension verschwand.

Durch die versiegelte Botschaft des toten Ak Nafuur erfuhr Björn Hellmark nun nach dieser langen Zeit, daß jener Mann, den er damals noch mit seinem Doppelkörper verfolgte, inzwischen zu einer Art Schlangengott geworden war. Da gab es ein dämonisches Monstrum mitten unter den Menschen, ohne daß jemand von seiner Existenz wußte. Und diejenigen, die etwas wußten, waren entweder mit ihm vereint, unterstützten ihn und waren wahnsinnig oder tot…

Hellmark war voller Unruhe. Es fiel ihm schwer, sich auf einen Gedanken zu konzentrieren.

Der Herr von Marlos kam mitten in der fernen Stadt an.

Verkehrslärm umflutete ihn, zahlreiche Passanten bevölkerten die Straßen von Mexiko City.

Der Himmel war leuchtend blau, die Luft drückend und schwül wie in einem Treibhaus.

Björns Doppelkörper verschwand in dem Augenblick, als er festen Boden unter den Füßen spürte.

Evita Mochares wohnte im Herzen der Altstadt in einem fünfstöckigen Mietshaus, das noch aus der Zeit der spanischen Herrschaft stammte.

Björn machte zuerst einen Abstecher zur Wohnung, obwohl er bezweifelte, daß Evita Mochares um diese Zeit zu Hause war. Als Journalistin befand sie sich mit großer Wahrscheinlichkeit mehr außerhalb als innerhalb der Wohnung.

Die Tür war schwarz gestrichen, das Nummernschild mit der Ziffer »122« in der Avenida Benito Juarez so stark verwittert, daß man es kaum mehr lesen konnte.

Björn war schon mal in seinem Leben an dieser Stelle gewesen, damals, als er Evita Mochares nach ihrem glücklich überstandenen Abenteuer zurückbrachte.

Automatisch wollte er den Klingelknopf drücken, als er plötzlich stutzte.

Da stand gar nicht mehr der Name »Mochares«, sondern – Filipos.

Zwischen Björns Augen wuchs eine steile Falte.

Entweder hatte Evita in den vergangenen Jahren geheiratet – oder sie war ausgezogen. Seit ihrer Begegnung damals hatte er sie nicht mehr gesehen. In fünf Jahren konnte viel geschehen. Dies galt nicht nur für sein abwechslungsreiches, abenteuerliches Leben.

Er verschaffte sich Gewißheit und klingelte.

Es dauerte eine Weile, ehe eine Reaktion erfolgte.

Sie kam anders, als von ihm erwartet.

Nicht die Haustür wurde geöffnet, sondern das Fenster zur Straße in der ersten Etage über ihm.

»Hola, Senor?« rief eine schwache Stimme über ihm.

Björn hob den Blick.

Aus dem Fenster schaute ein runzliges Gesicht, das von Wind und Wetter gegerbt war wie Leder.

Die Frau, die seinen Blick erwiderte, war uralt und hatte das eisgraue Haar zu einem flachen Knoten zusammengebunden.

»Wollen Sie zu mir, Senor? Wer sind Sie? Und was wollen Sie?« setzte sie ihre Fragerei fort, noch ehe Björn darauf eingehen konnte.

»Entschuldigen Sie bitte, Senora«, rief er nach oben, während

Passanten an ihm vorbeiliefen, ohne auf dieses seltsame Zwiegespräch überhaupt zu achten. »Ich hoffe, ich hab' mich nicht in der Tür geirrt. Ich habe aber allen Grund anzunehmen, daß hier eine Evita Mochares wohnt…«

Die letzten Worte gingen unter im Lärm, den ein anfahrender Bus verursachte, der nur wenige Schritte vom Haus entfernt gehalten hatte, um neue Fahrgäste aufzunehmen.

»Wie bitte, Senor?« Die alte Frau beugte sich weit aus dem Fenster, so daß Björn schon befürchtete, sie würde in die Tiefe stürzen.

Zwei stachelige Kakteen auf der äußeren Fensterbank waren so hoch, daß sie das vorgestreckte Kinn berührten und die Frau mit einem leisen, spitzen Aufschrei zurückwich.

»Was haben Sie gesagt?« klang es aus der Wohnung, ohne daß die Ruferin noch zu sehen war. »Ich kann Sie schlecht verstehen, Sie müssen lauter sprechen…«

»Dann öffnen Sie mir doch, Senora«, Hellmark legte die Hände wie einen Trichter an den Mund. Kein Mensch in seiner Umgebung regte sich darüber auf, daß er brüllte.

»Nein, ich lasse keinen Fremden herein. Wer sind Sie denn?«

»Mein Name ist Hellmark, und ich möchte zu Senorita Evita…«

»Evita Mochares?«

»Si…«

»Hoho, Senor! Sie wohnt nicht mehr hier. Ich lebe seit über drei Jahren schon in dieser Wohnung…«

»Und Evita?«

»Weg…«

»Wo befindet sie sich?«

»Keine Ahnung. Man hat sie fortgebracht…«

»Wieso…fortgebracht?«

Es wurde immer mysteriöser.

»Sie war sehr krank«, bekam er zu hören.

»Wissen Sie etwas Näheres?«

»Nein, Senor.«

»Können Sie mir die Anschrift eines Bekannten oder Verwandten geben?«

»Leider nein… ich kenne niemand. Soviel mir bekannt ist, hatte sie überhaupt keine Verwandten…«

Das runzlige Gesicht zeigte sich wieder am Fenster. Die Frau reckte den Hals empor, um nicht wieder Bekanntschaft mit dem stacheligen Kaktus zu machen.

Es war nicht herauszubekommen, was aus Evita Mochares geworden war, ob sie sich noch in Mexiko-City aufhielt oder um welche geheimnisvolle Krankheit es sich handelte, wegen der man sie abgeholt hatte.

Björn bedankte sich bei der alten Frau für die Auskunft und winkte zum Abschied nach oben.

»Wenn ich Ihnen noch etwas mitteilen kann, tu' ich das natürlich gern, Senor. Wenn Sie noch Fragen haben…«

Die hatte Hellmark, mehr als bei seiner Ankunft, aber sie konnten von der runzligen Alten nicht beantwortet werden.

Er ging die Straße entlang und schritt zielstrebig aus.

Er hatte noch eine Hoffnung, um zu erfahren, wo Evita Mochares sich aufhielt. Die Kollegen in der Redaktion der Zeitschrift, für die sie lange Zeit tätig war, wußten vielleicht mehr…

Das Verlagsgebäude lag am anderen Ende der Stadt.

Björn registrierte plötzlich, daß ein Fahrzeug neben ihm hielt. Ein Taxi. Der braune Mann mit der grünen Schildmütze sah ihn aus großen Augen an.

»Taxi, Senor?« fragte er. »Darf ich Sie irgendwohin bringen?«

»Danke für das Angebot«, grinste Hellmark. »Ich hab's nicht weit, 's ist nur ein Katzensprung.«

Ihm fehlte das nötige Kleingeld. Er hatte keinen Pfennig in der Tasche. Aber ein Mann wie Björn Hellmark brauchte kein Geld, um zu reisen.

»Dann eben nicht«, sagte der Fahrer noch, zuckte die Achseln und warf einen Blick in den Außenspiegel, um sich zu vergewissern, ob die Straße hinter ihm frei war.

Das Ganze währte nur zwei Sekunden.

Dann warf der Fahrer nochmal einen Blick Richtung Bürgersteig – und bekam Augen, groß und rund wie Untertassen.

Der Mann, mit dem er eben noch gesprochen hatte, war verschwunden!

Dabei verlief die Avenida kerzengerade und war bestens zu überschauen.

Der großgewachsene Fremde mit dem blonden Haar und dem kühn geschnittenen Gesicht des Abenteurers war jedoch weit und breit nicht mehr zu sehen. Dabei konnte er in der Kürze der Zeit weder die breite Straße überquert, noch ein Geschäft betreten haben. Gerade in diesem Abschnitt der Avenida gab es keine Bank, kein Geschäft, in das der Fremde hätte gehen können.

Björn Hellmark hielt sich meilenweit von der Stelle entfernt auf, an der er eben noch gesehen worden war.

Er hatte sich mit Macabros' Hilfe dorthin versetzt, wo moderne Hochbauten das Bild der Stadt bestimmten.

In einem Bürohochhaus, dessen Räume von mehreren Firmen gepachtet worden waren, befand sich auch die Redaktion und Verwaltung der ›Semanta Nueve‹, eines wöchentlich erscheinenden Magazins, das zu den beliebtesten Mexikos zählte.

Björn lief die breiten Marmorstufen hoch. Außerhalb des gläsernen Portals hingen die glänzenden Ganzmetallschilder, die aussahen wie poliertes Silber. Auf ihnen standen die Namen der Firmen und die Etagen, in denen sie zu finden waren.

Im sechsten Stock lagen die Redaktionsräume von ›Semanta Nueve‹.

Die Abteilungen waren nicht einfach zu betreten. Zuerst mußte man an einem Portier vorbei, der sich dafür interessierte, zu wem der Besucher wollte.

Hellmark trug sein Anliegen vor.

»Evita Mochares?« echote der Mann in seinem Glaskasten, und man sah ihm an, daß er verwirrt war. »Sie ist nicht mehr im Team. Tut mir leid, Senor, daß ich Ihnen keine andere Auskunft geben kann…«

»Mir ist auch geholfen, wenn ich einen Kollegen oder eine Kollegin sprechen kann, die eng mit ihr zusammenarbeiteten…«

»Mhm…«, machte der Mann und kratzte sich im Nacken. »Nehmen Sie bitte einen Moment Platz. Ich werde sehen, was ich tun kann.«

Er griff nach dem Telefonhörer.

»Hallo, Julio«, sagte der dann, »da ist jemand, der interessiert sich für Evita. Wenn du mal kurz ’rüberkommen könntest? Wer es ist? Er nennt sich Björn Hellmark… nein, war bisher noch nicht hier. In Ordnung… ich schicke ihn ins Konferenzzimmer II…«

Der Mann legte auf.

Hellmark war außerhalb des gläsernen Kastens kein Wort des Gesprochenen entgangen.

Der Mexikaner öffnete ihm die Tür und ließ Hellmark in den Korridor. Hier mündeten mehrere Türen.

»Konferenzzimmer II ist auf der rechten Seite, Senor«, erklärte der Portier freundlich. »Senor Julio Hernandez wird gleich da sein. Er wird alle Ihre Fragen über Senorita Evita beantworten können…«

Konferenzzimmer II war mit hellgrüner Grastapete ausgestattet und mahagonifarbenen Möbeln. Auf dem messingfarbenen Tisch stand ein Strauß mit frischen Hibiskusblüten und ein großer, leerer Aschenbecher. Auf einer Ablage fanden sich mehrere Zeitschriften. Alles Druckwerke aus dem eigenen Haus. Auch die letzte Nummer von ›Semanta Nueve‹.

Björn setzte sich in einen der Ledersessel, lehnte sich zurück und schlug die Beine übereinander.

Er griff nach einer ›Semanta Nueve‹, um sich die Wartezeit zu verkürzen. Absichtlich nahm er eine ältere Nummer, da ihn das Titelbild ansprach.

Er blätterte die Zeitschrift flüchtig durch.

In der Mitte stieß er auf einen Bildbericht, der von Julio

Hernandez und Evita Mochares zusammengestellt war.

Es handelte sich um eine Reportage über ein Eingeborenendorf in den Anden. Evita und Julio hatten sich dort einige Wochen aufgehalten, um besonders die Eigenart der Menschen, ihre Geschichten und Überlieferungen zu studieren.

Evita Mochares hatte es offensichtlich auch nach ihrer Rückkehr aus einem unheimlichen Reich in der Vergangenheit der Erde nicht fertiggebracht, rätselhafte Gerüchte links liegen zu lassen.

Der Aufenthalt in den Anden, mitten unter den Indios, schien eine Fortsetzung dessen zu sein, was sie damals erfuhr.

Die Götter- und Götzenwelt der Indios interessierte sie ebenso stark wie die Märchen. Sie sah darin eine Verbindung. Aufgrund eines solchen Hinweises hatte sie damals das › Vergessene Dorf‹ und die abseits jeglicher Zivilisation lebenden Mayas entdeckt, die noch so lebten wie vor Jahrhunderten…

Konnte es sein, daß sie eine neue Exkursion vorbereitete, dann aber krank wurde und sie nicht antreten konnte - oder hing ihr Verschwinden ganz und gar mit einem neuen Unternehmen zusammen?

Hellmark warf einen Blick auf das Titelblatt, suchte das Erscheinungsdatum der Ausgabe – und erschrak…

Das konnte doch nicht sein!

Die Artikelserie, die Evita Mochares und Julio Hernandez gemeinsam geschrieben und bebildert hatten, war ganze zwei Monate alt!

Dann stimmte doch nicht, was der Portier ihm gesagt hatte, der die Angaben der alten Frau aus dem Haus Nr. 122 in der Avenida Benito Juarez bestätigte, daß Evita Mochares seit drei Jahren nicht mehr für die Redaktion der ›Semanta Nueve‹ tätig war…

*

Als die Krankenschwester den Lift betrat, schien es im ersten Moment, als wolle sie nach oben fahren.

Schon berührte ihr rechter Zeigefinger die Taste für das obere Stockwerk, als sie sich plötzlich eines anderen besann.

Sie wollte nach unten!

Schwester Renate drückte auf den untersten Knopf.

Sie spürte ein unstillbares Verlangen, die dunklen, abgelegenen Kellerräume aufzusuchen.

Vor allem sehnte sie sich nach Wärme…

Fröstelnd zog die Frau die Schultern hoch, die Zähne schlugen ihr klappernd zusammen.

Die Stationsschwester, der Manolito das Amulett an die Stirn

gepreßt hatte, war erfüllt von Gefühlen, die sie bisher nicht kannte.

Das Frösteln nahm zu, ihr Blickfeld engte sich ein, und in ihren Gliedern trat ein Reißen auf, das äußerst schmerzhaft war.

Die Frau verzog das Gesicht, aber kein Schmerzlaut kam über ihre Lippen, sondern ein leises, bedrohlich klingendes Zischen, wie aus dem Rachen einer Schlange…

*

Sie konnte nichts gegen die unheimliche Verwandlung tun, obwohl sie sich innerlich dagegen wehrte.

Sie brachte weder die Kraft auf, laut um Hilfe zu rufen, noch sonst irgendwie auf ihre mißliche Lage aufmerksam zu machen. Dabei wäre es einfach gewesen. Sie brauchte nur auf den Alarmknopf zu drücken.

Schnell glitt der Aufzug in die Tiefe.

Im Keller lagen die Therapieräume, eine Großküche, die Waschküche und Wäschekammern sowie die Heizung. Renate Urdner verkrampfte sich.

Ihre Hände glitten an der Plastikwandung entlang. Der Untergrund war zu glatt, als daß sie ihre Fingernägel darin hätte verkrallen können.

Die Haut auf Handrücken und Finger sah erschreckend aus.

Sie war glatt und elastisch, schimmerte feucht und war grün, grau und braun, es sah so aus, als hätte Renate Urdner inzwischen einen hauchdünnen und enganliegenden Handschuh übergestülpt, der aus Schlangenhaut bestand.

Wie unter der Einwirkung eines unheimlichen, fremdartigen Giftes veränderte sich die Struktur ihrer Haut. Die Geschwindigkeit nahm zu.

Überall am Körper traten jetzt wie ein Ausschlag kleinere und größere Flecken auf, die das Aussehen von Schlangenhaut hatten. Hauchdünne Streifen einer gehäuteten Boa schien Stück für Stück von unsichtbarer Hand auf den Körper des Opfers aufgelegt zu werden.

Während die Haut in rasendem Tempo wuchs, löste sich gleichzeitig ihre Kleidung in morschen Fetzen von ihrem Leib, fiel zu Boden und wurde zu Staub.

Die unheimliche Verwandlung ergriff völlig Besitz von der Frau.

Ihre Beine standen eng beieinander, die Arme waren dicht an den Körper gepreßt, klebten an der Haut und ließen sich nicht mehr abspreizen.

Aus Renate Urdner – wurde eine Schlange, die geschmeidig zu Boden glitt.

Nichts mehr Menschliches gab es an der Frau, das galt nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich.

Sie war erfüllt von der Gefühlswelt des Reptils. Der Schlangengott,

das Gift, das Manolito in ihren Körper brachte, hatte unbarmherzig zugeschlagen.

Der Lift kam zum Stehen.

Ein junger Pfleger, der gerade den mit weißen Kacheln versehenen Korridor entlangkam und einen Rollwagen mit schmutzigem Geschirr vor sich her schob, kam zufällig am Lift vorbei, als der hielt.

Die Tür glitt zurück.

Der junge Mann warf intuitiv einen Blick zur Seite, um zu sehen, wer kam.

Sein Gesicht wurde zur Fratze, als er es sah.

Er kam nicht mehr zum Schreien, weder, um seine eigene Angst mitzuteilen, noch jene zu warnen, die hier unten arbeiteten und nichts ahnten…

Etwas Grau-Grünes schnellte durch die Luft wie eine überdimensionale Liane.

Der Körper war lang und geschmeidig.

Der junge Mann wurde von der Wucht des Aufpralls voll getroffen.

Er flog gegen die Wand. Der Wagen mit dem schmutzigen Geschirr erhielt einen Stoß, daß er sich in Bewegung setzte. Er krachte gegen die Wand. Klirrend zerbrachen Tassen, Teller und Schüsseln auf dem harten Steinboden.

Der Pfleger bekam dies alles nur noch am Rand mit.

Die riesige Schlange wand sich um seine Körper und drückte zu. Die Luft wurde ihm abgestellt.

Der Angegriffene schlug um sich und wehrte sich mit aller Verzweiflung.

Ein kurzer, harter Kampf entspann sich, der nicht im Korridor zu Ende ausgetragen wurde. Die Schlange riß mit kraftvoller Bewegung den von ihr umschlungenen Körper in die Höhe.

War es Zufall oder Absicht, daß sie dabei gegen die Klinke der Tür des Heizungskellers schlug? Mit dumpfem Geräusch schwang die Tür zurück.

In der Dunkelheit des großen Raumes glühten die Armaturen, blubbernd lief der Brenner.

Der junge Pfleger wurde in den Heizungsraum gezogen. Die eine Hälfte der Schlange bedeckte die Brust des Unglücklichen und würgte ihn, mit dem Ende des elastischen, muskulösen Schwanzes schlug das Reptil gegen die Tür, daß sie ins Schloß fiel.

Dies war der Augenblick, als vom Ende des Korridors mehrere Personen sich näherten, um nach der Ursache des Lärms zu schauen.

Sie stießen auf den umgekippten Servierwagen und auf die Scherben des Geschirrs.

»Wo ist denn Herbert? Was ist denn hier passiert?« fragten die beiden Küchenhilfen und ein Mann mittleren Alters durcheinander.

Sie begannen die Scherben aufzuheben und den Wagen wieder aufzurichten.

Wo ihr Kollege Herbert war, erfuhren sie in diesen Minuten allerdings noch nicht. Dabei war er ihnen ganz nahe, nur wenige Schritte entfernt, hinter der nächsten Tür…

Dort endete das Leben ihres Arbeitskollegen unter bizarren, ungeheuerlichen Umständen…

Herbert wurde von einer Riesenschlange erwürgt.

Das Ganze spielte sich in völliger Lautlosigkeit ab.

*

Björn Hellmark schreckte auf, als die Tür klappte.

Nur einen Moment war er geistig abwesend und ließ sich ganz von den Gedanken gefangennehmen, die die Lektüre und seine Überlegungen erzeugten.

Julio Hernandez stand im Türrahmen.

Er war ein Mann, den man eher in einem Catcherring erwartete als in der Redaktion einer Zeitschrift.

Hernandez hatte Hellmarks Größe, war aber insgesamt breiter und massiger.

»Sie sind Senor Hellmark und wollen Evita Mochares sprechen«, kam Julio mit dunkler, kräftiger Stimme gleich zum wesentlichen. »Leider geht das nicht, wie Sie wissen. Evita ist schon lange nicht mehr hier… Worum geht es, Senor?«

»Sind Sie ein Freund oder verwandt mit ihr, daß Sie mich das fragen?«

»Ein guter Freund, wenn Sie's so genau wissen wollen…«

»Auch ich bin ein guter Freund.«

»Sie hat mir nie von Ihnen erzählt. Wie waren Ihre Beziehungen zu Evita?«

»Sehr gut. Wir vertrauten uns alles an. Unsere Begegnung ereignete sich unter sehr mysteriösen Umständen. Es wird wohl gut sein, wenn ich Ihnen Einzelheiten nenne, damit Sie sich ein Bild davon machen können. Was ich Ihnen sagen werde, wird sich sehr merkwürdig anhören. Und doch entspricht jedes Wort der Wahrheit. Bevor ich Ihnen jedoch eine Erklärung abgeben, habe ich eine Bitte an Sie…«

»Si, Senor?«

»Was ist mit Senorita Evita, was ist das für eine Krankheit, von der ich gehört habe?«

»Evita Mochares hat vor drei Jahren ihr Gedächtnis und danach ihren Verstand verloren…«

*

Diese Worte trafen ihn wie ein kalter Wasserstrahl.

Björn Hellmark fuhr zusammen. »Das darf nicht wahr sein…«, sagte er mit belegter Stimme.

»Es ist so, wie ich Ihnen sage, Senor…«

»Wie ist es passiert? Wann genau? Was ging dem voraus?«

Hellmark begann zu kombinieren.

»Ihre Nervosität nahm zu. Sie hatte furchtbare Träume und begann plötzlich, sie für Wirklichkeit zu halten. Sie sprach schließlich nur noch vom -Schlangengott… sie sehnte sich zu ihm…«

Björn lief es eiskalt über den Rücken, als Julio Hernandez von diesen Einzelheiten sprach. Dinge, die Jahre zurück lagen, wurde plötzlich wieder akut - durch die Botschaft Ak Nafuurs und die Ereignisse um die Journalistin.

»Wo ist Evita jetzt?«

»In einer Anstalt.«

»Ist es möglich, sie zu besuchen?«

»Jederzeit.«

»Dann würden Sie mir einen Gefallen tun, Julio, wenn Sie mir sagen könnten, wo sie zu finden ist. Ich möchte sie gern besuchen.«

»Weshalb, Senor?«

»Um mit ihr zu sprechen…«

Julio seufzte. »Sie würden sehr enttäuscht sein. Ich glaube kaum, daß Sie sie zum Sprechen bringen. Es scheint, als hätte sie sich dazu entschieden, für immer stumm zu bleiben…«

»Da ist ja schrecklich. Dennoch würde ich sie gern sehen…«

»Einverstanden, Senor. Wenn Sie mir plausibel machen können, weshalb und was für eine mysteriöse Geschichte es war, die Sie gemeinsam mit Evita erlebten.«

»Es hat mit dem Schlangengott zu tun, und damit vielleicht mit dem Schlüssel zu ihrem Zustand. Der Keim scheint in jener anderen Welt gelegt worden zu sein, in der wir uns begegneten.«

Björn Hellmark wurde ausführlich. Er sprach offen vom Totenbrunnen und von Evitas Versuch, gemeinsam mit einem Freund und Kollegen das Geheimnis der Maya-Sippe zu ergründen.

Ihr Begleiter fand den Tod, sie kam mit dem Schrecken davon und wurde weder Teil des unheimlichen Schlangengottes, noch verlor sie den Verstand.

Aber das erlebte Grauen und die Dinge, mit denen sie seinerzeit in Berührung gekommen war, schienen im Nachhinein ihre Wirkung ausgeübt zu haben.

Björn interessierte sich dafür, auf welche Weise die letzten Artikel in ›Semanta Nueve‹ zustande gekommen waren, die unter anderem auch Evitas Namen trugen.

»Das ist schnell erklärt«, erfuhr er, »nach ihrem Erlebnis auf der anderen Seite des Totenbrunnens, das sie mir berichtete, und das ich nun nach Ihrer Darlegung voll bestätigen kann, nahmen ihre Verwirrzustände und Verfolgungsangst systematisch zu. Sie zog schließlich aus dem Haus in der Avenida Benito Juarez aus und quartierte sich bei mir ein, um ein Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit zu haben. Sie hoffte, wieder ohne Furcht leben und arbeiten zu können. Wir unternahmen gemeinsame Reisen, arbeiteten zusammen. Was Sie da gelesen haben, entstand damals, wurde aber erst jetzt von mir zur Veröffentlichung freigegeben. Evita war von dem Gedanken besessen, phantastische Geheimnisse zu ergründen und der Welt die Maske vom Gesicht zu reißen. Vielleicht war dies schon ein Zeichen ihrer Krankheit… eines Nachts dann schrie sie plötzlich auf, wollte sich töten und war nicht mehr zur Vernunft zu bringen. Es erfolgte ihre sofortige Einweisung in eine Anstalt. Dort besuche ich sie von Fall zu Fall.«

»Was für einen Eindruck macht sie?«

»Es geht ihr nicht gut. Ihr Zustand verschlechtert sich von Monat zu Monat…«

Lauter Auswirkungen, die auf das Abenteuer jenseits des Totenbrunnens zurückgingen? Hatte sie doch noch der Wahnsinn des Schlangengottes gestreift? War es unter diesen Umständen überhaupt möglich, von Evita einen Tip zu bekommen, wo genau sich die Stelle im Dschungel von Yucatán befand, an der sie den Opferbrunnen entdeckte.

»Wissen Sie vielleicht zufällig etwas Näheres darüber?« wandte sich Björn an den Mexikaner.

»Leider nein. Darüber hat sie nie gesprochen…«

Er sprach sehr überzeugend, dennoch glaubte Björn ihm nicht. Spätestens in diesem Moment war er überzeugt, daß Julio Hernandez ihn zumindest in diesem Punkt angelogen hatte. Warum? Jemand, der lange Zeit mit einer Frau zusammenlebte, die Schutz suchte wegen mysteriöser Vorgänge, erfuhr auch vom Hintergrund. Es sei denn, daß Evita Mochares – um von den Dingen loszukommen – wirklich nie ein Wort über den Ort verloren hatte, der ihr Leben von Grund auf veränderte.

Sie einigten sich, den Besuch in der Anstalt gemeinsam vorzunehmen.

Julio Hernandez wollte Hellmark in seinem Wagen mitnehmen. Auf dem Weg nach dort kam sicher noch manches zur Sprache.

Als Außendienstarbeiter war es für Julio Hernandez kein Problem, die Redaktion zu verlassen, wenn eine Notwendigkeit dafür bestand.

Hernandez fuhr einen amerikanischen Straßenkreuzer älteren Baujahres, bei dem weder der Chrom blitzte, noch der Lack glänzte.

Das Gefährt sah aus, als würde es jeden Augenblick auseinanderbrechen. Die Kotflügel klapperten, der Motor keuchte – aber das Auto fuhr.

»Und darauf allein kommt es an«, freute sich Hernandez.

Als sie die Stadtgrenze hinter sich hatten, war der Wagen richtig im Rollen. Hellmark, der zu seiner Zeit als Rennfahrer schon die rassigsten Fabrikate gesteuert hatte, störte sich bald nicht mehr an dem Geräusch, wenn Hernandez hoch- oder ’runterschaltete…

Die Anstalt, in der Evita Mochares untergebracht war, lag runde zwanzig Meilen außerhalb der Stadt.

Es ging tief in die Berge hinein. Die Straße war stark gewunden und fiel auf der einen Seite steil ab.

Sie kamen durch mehrere Dörfer. Eine Zeitlang fuhren sie bergab, dann ging es nochmal steil hoch.

Hernandez’ Wagen schaffte die Strecke erstaunlich gut.

Sie waren allein auf der schmalen Straße. Kein Fahrzeug kam ihnen entgegen, keines folgte.

In dieser Einsamkeit passierte es.

Der Motor stotterte plötzlich. Der Wagen bewegte sich nur noch ruckartig.

»Irgendwann mußte es mal passieren«, stieß Julio hervor. »Aber hier paßt’s mir gar nicht…«

Dennoch hatte er noch Glück im Unglück.

Er konnte die schmale Bergstraße verlassen und das klapprige Gefährt auf einen steinigen Platz steuern, wo ein paar windzerzauste Büsche und bizarr geformte Bäume standen, deren Äste teilweise über den Abhang ragten, der sich jenseits des von zwei Seiten von kahlen Felsen umgebenen Platzes auftat.

Ruckelnd rollte der Wagen aus.

Hernandez steuerte ihn dabei so weit hinter die mit dornigem Gestrüpp und Büschen umstandene Felswand, daß aus anderen vorbeikommenden Fahrzeugen aus das klapprige Auto nicht wahrgenommen werden konnte.

»Ich glaube, es ist halb so schlimm«, tröstete Hernandez seinen Mitfahrer, als sie ausstiegen. »Die Situation kommt mir nicht fremd vor. Es scheint, als wären die Kerzen mal wieder locker. Ich muß mir doch bei Gelegenheit etwas anderes einfallen lassen.«

»Vielleicht wäre es besser, mal an einen neuen Wagen zu denken, meinen Sie nicht auch?« fragte Hellmark, während der Mexikaner die Kühlerhaube hochklappte.

»Wahrscheinlich haben Sie recht. Sobald ich Zeit habe, denk’ ich mal schärfer darüber nach…«

Hellmark stand neben Hernandez, der sich über den Motor beugte.

Der Deutsche dachte in diesem Moment an keine Gefahr.

Dies war Hernandez’ Chance.

Er hielt plötzlich keinen Schraubenschlüssel mehr in der Hand, sondern eine Pistole, die er wie durch Zauberei aus dem Jackett gefingert hatte.

»Ich habe die ganze Zeit darauf gewartet, bis der Zeitpunkt günstig war, Hellmark«, sagte der kräftige Mann leise. Aber es klang gefährlich. »Nun hat’s doch noch geklappt. Nehmen Sie schön die Hände hoch und machen Sie keinen Unfug. Ich will Sie nur noch um Ihr Leben winseln sehen, ehe ich Sie abknalle wie einen tollwütigen Hund und mich für das räche, was Sie Evita angetan haben…«

*

»Sie sind wahnsinnig!« stieß Hellmark hervor, der nicht glauben wollte, was er hörte und sah.

Hernandez’ Augen glänzten wie im Fieber.

Er meinte es todernst.

»Was soll der Unfug, Julio?«

»Ich habe auf diese Minute kaum mehr warten können«, entgegnete der Mexikaner mit rauher Stimme. »Doch nun ist sie da.«

Julio Hernandez trat einen Schritt zurück. Die Mündung seiner Waffe deutete genau auf Hellmarks Herz.

»Ich habe es ihr versprochen, Hellmark… ich habe Evita versprochen, Sie zu töten, wenn ich Ihnen jemals begegnen sollte. Sie können sich keine Vorstellung davon machen, wie sehr ich Sie gesucht habe. Es gab hunderte - und dabei doch nicht einen einzigen brauchbaren Hinweis. Ich habe alles angestellt. Ich wußte, wie Sie aussahen, wie Ihr Name war – aber wo ich Sie hätte finden können, das blieb mir ein Rätsel. Die Hinweise durch Evita allein waren in dieser Hinsicht mehr als lückenhaft. Manchmal schafft der Zufall ein Wunder. Dieser Zufall ist eingetreten. Ich konnte nur hoffen, daß Sie sich eines Tages nochmal für Evita interessieren, und dann würden Sie unweigerlich an mich geraten. Auch das ist eingetreten, wie Sie sehen…«

Hellmark hörte aufmerksam zu. Viele Fragen brachen in ihm auf. Aber da gab es eine, die alle anderen übertrumpfte.

»Sie haben Evita versprochen, mich zu töten? Weshalb? Was reden Sie da?«

»Sie haben Sie in den Wahnsinn getrieben!«

»Unfug!«

»Unfug nennen Sie den Zustand eines Menschen, der vor Angst nicht mehr ein noch aus weiß? Ist es Unfug, wenn sie qualvoll schreit, daß Sie der Auslöser aller Probleme sind. Tausendmal hat sie Ihren Namen herausgebrüllt, hatte nur den einen Wunsch, Sie zu töten… Sie

an ihre Stelle zu bringen… Vielleicht ist das die Lösung des Geheimnisses, das Evita aus dem Reich jenseits des Totenbrunnens mitbrachte… Sie haben mit dem Schlangengott zu tun… Sie haben die Geschichte nur verdreht…«

Hellmark hörte fasziniert und erschrocken zu. Hier wurden die Tatsachen genau auf den Kopf gestellt.

»Wenn es Sie nicht mehr gibt, wird es vielleicht Evita wieder so geben, wie Sie einst war«, sagte Julio Hernandez, und ein flüchtiges Lächeln zuckte um seine vollen Lippen. »Ihr Tod – bedeutet ihr Leben… so ähnlich hat sie es ausgedrückt… in wenigen Minuten werde ich mehr wissen. Die Anstalt liegt noch fünf Fahrminuten von hier entfernt, gleich hinter dem nächsten Berg… ich hatte keine Panne…«

»Dahinter bin ich in der Zwischenzeit auch schon gekommen«, stieß Björn hervor.

»… Ich werde Evita sehen – Sie nicht! Leben Sie wohl, Hellmark! Hier oben stirbt's sich einsam. Kein Mensch wird je auf die Idee kommen, Sie hier zu suchen, und es ist sehr unwahrscheinlich, daß man Ihre Leiche findet. Die Welt jenseits des felsigen Abhangs ist zerklüftet, daß kein Mensch je dorthin kommt. Sie werden zwischen den Felsbrocken vermodern, und die Sonne wird einst Ihre Gebeine bleichen… Björn Hellmark war einmal… und nun treten Sie bis zum Abhang zurück, damit Sie gleich richtig fallen. Ich möchte mir an dem Mann, der Evita Mochares in den Wahnsinn getrieben hat, nicht noch die Finger schmutzig machen…«

Julio Hernandez war entschlossen, den Mord zu begehen.

Hellmark redete seinem Gegenüber beruhigend zu.

Hernandez' Miene war wie aus Stein gemeißelt, sein Entschluß felsenfest.

Es blieb Björn nichts anderes übrig als zu gehorchen.

Hernandez' rechter Zeigefinger lag fest auf dem Abzugshahn der Waffe, nur noch einen Millimeter, und er überwand den Druckpunkt.

Der Schuß krachte…

*

Sie hatte einen Kopf, der mit flüssigem Blei angefüllt schien.

Stöhnend drehte die Frau ihn zur Seite. Ihr Gesicht verzerrte sich vor Schmerz.

Angelika Huber öffnete die Augen.

Dunkelheit…

Die Frau war im ersten Moment davon überzeugt, zu Hause in ihrem Bett zu liegen…

»Peter?« flüsterte sie, unwillkürlich tastete ihre Hand zur Seite und

erwartete, ihren schlafenden Mann zu spüren.

Sie griff ins – Leere.

Angelika Huber fuhr zusammen. Sie wurde mitten in der Nacht wach, und abrupt brachen ihre Gedanken ab.

Die Erinnerung setzte ein.

Sie entsann sich an die Feier, die sie hatte geben wollen, die aber dann nicht stattgefunden hatte… die Begegnung mit Sonja Wilken, die abstreitet, Sonja Wilken zu sein… der amerikanische Wagen, in den sie einstieg… und der auf sie zuraste… sie fühlte noch jetzt den Schlag gegen die linke Hüfte und hörte den dumpfen Knall, der durch den Aufprall ihres Körpers auf die Karosserie verursacht wurde.

Dann folgten viele undefinierbare Stimmen… hin und wieder ein Lichtblick im Dunkel ihrer Erinnerung… helle Kittel… der Geruch von Desinfektionsmitteln…, sie befand sich im Krankenhaus… und nun wachte sie auf… ob Peter schon da gewesen war? Wie lange lag sie eigentlich schon hier?

Waren es Stunden oder gar Tage?

Unwillkürlich tastete sie nach ihrer Armbanduhr. Ihr Handgelenk war leer…

Angelika Huber wurde irritiert, und ihre Verwirrung wuchs, als sie vergebens nach einem Lichtschalter tastete und nach einem Knopf für die Rufanlage suchte.

Da war nichts vorhanden! Was war das nur für ein Krankenhaus?

Angelikas Kopf schmerzte. Die junge Frau bemühte sich, sich so wenig wie möglich zu bewegen. Selbst wenn sie die Augäpfel bewegte, war dies eine Tortur.

»Hallo?« rief sie schwach. »Ist da jemand? Warum kommt denn… niemand?«

In der Dunkelheit bewegte sich etwas.

»Peter?«

Angelika Huber lauschte. Sie hatte die Augen weit geöffnet. Ihr fiel auf, daß das Bettzeug, mit dem sie zugedeckt war, gar nicht weiß aus der Dunkelheit schimmerte. Nur eine dunkle Decke lag auf ihrem Körper.

Da stimmte doch etwas nicht. Alles war zu fremdartig, zu ungewöhnlich…

Was war geschehen, woran sie sich nicht erinnern konnte?

War dies vielleicht nur ein Traum?

Sie begann, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, was nach dem Unfall passiert war? Da war doch noch etwas gewesen…

Und jetzt fiel es ihr wieder ein.

Polizeibeamte, denen sie von Sonja Wilken erzählte und den Verdacht mitteilte, daß sie nicht an einen Unfall glaubte. Man hatte absichtlich versucht, sie umzufahren. Ein Anschlag auf ihr Leben…,

und es gab dafür sogar einen plausiblen Grund. Sie hatte Sonja Wilken wiedererkannt. Das sollte offenbar nicht sein! Die Boutiquebesitzerin wollte nicht, daß jemand wußte, daß sie noch lebte. Das klang zwar verrückt, traf aber haargenau den Nagel auf den Kopf. Wenn jemand sich verbarg, hatte das seinen Grund…

Es fiel Angelika Huber schwer, längere Zeit konzentriert nachzudenken.

Klar wurde ihr, daß der Anschlag auf sie offenbar mißglückt war, daß sie sich nun in Sicherheit befand… es konnte nur ein Krankenhaus sein. Jetzt entsann sie sich auch wieder, mit ihrem Mann schon gesprochen zu haben… er hatte Blumen mitgebracht. Gelbe Teerosen.

»Ist da jemand? Warum… gibt es hier kein Licht?«

Kaum, daß ihre Worte verklungen waren, vernahm sie wieder die leisen schlurfenden Schritte. Dann trüben, funzeligen Lichtschein.

In der schummrigen Atmosphäre bewegte sich dieses Licht. Es war eine alte Petroleumlampe.

»Wer ist da? Was hat das alles zu bedeuten?« flüsterte die Liegende erregt. Sie hob den Kopf, achtete nicht auf den bohrenden Schmerz, der ihr ganzes Hirn zu zerreißen schien, und versuchte mehr zu erkennen.

Was war das nur für eine seltsame Umgebung?

Das war alles andere, nur kein Krankenzimmer!

Sie kam sich vor wie in einem Trödlerladen oder einem Museum.

Der düstere Raum hatte eine niedrige, gewölbte Decke, wie ein alter Keller… das Bett stand an der Wand, darüber spannte sich ein zerschlissener Baldachin. In dem unruhigen, funzeligen Licht sah sie Dinge, die sie nicht verstand, die sie dennoch aufs höchste erschreckten.

Große Gestalten umstanden die Liegestatt.

Es waren keine Menschen aus Fleisch und Blut, sondern steinerne, tönerne Statuen, die bizarr und fremdartig aussahen. Sie erinnerten die Frau an Darstellungen aus dem Reich der Fabel und den Mythen von eingeborenen Indianerstämmen Süd- und Mittelamerikas.

Es waren Gottheiten aus der Mythologie der Mayas und Azteken! Furchteinflößende Gestalten, einige mannsgroß, beherrschten das Bild. An den Wänden hingen große runde, erhabene Tonscheiben, die groteske Reliefs trugen.

»Wo bin ich hier?« stammelte Angelika Huber, und erneut meldeten sich Zweifel an, daß dies die Wirklichkeit war.

In diesen Sekunden, da es ihr gelang, den Kopf anzuheben, nahm sie noch mehr wahr.

Aus dem Raum führten wie in einem Labyrinth mehrere Durchlässe. Sie waren torbogenförmig und bargen geheimnisvolle,

undurchdringliche Schatten.

Angelika Huber wußte nicht, wohin sie zuerst sehen sollte, ob auf die museumsartige Einrichtung oder das rätselhafte Petroleumlicht, das in halber Höhe über dem Boden schwebte. So jedenfalls schien es. Die Person, die die altmodische Lampe trug, war hinter dem trüben Lichthof kaum wahrnehmbar.

Schweratmend sank Angelika Huber auf das Bett zurück. Ihr Herz jagte, ihre Hände zitterten, und kalter Schweiß perlte vor Angst und Anstrengung auf ihrem Gesicht.

Die Gestalt mit der Lampe kam näher und stand plötzlich neben ihrem Bett. Dann beugte sich ein Gesicht über sie.

Angelika Huber schrie gellend auf.

Sie starrte in das vom Wahnsinn verzerrte Antlitz Sonja Wilkens…

*

Sie war unfähig, ein Wort über die Lippen zu bringen.

Wie im Schüttelfrost wurde ihr Körper erschüttert, unartikulierte Laute drangen aus ihrer Kehle.

Sonja Wilken bewegte die Petroleumlampe wie einen Pendel über Angelika Hubers Kopf.

»Kommt«, wisperte die Frau, die seit fünf Jahren spurlos verschwunden war. »Kommt – und seht sie euch an… unser Herr und Meister wird seine Freude an ihr haben…«

Sie kicherte. Einen Moment sah sie dabei erschreckend normal aus, so daß ihre Handlungsweise und ihr Aussehen ein purer Anachronismus waren.

Ohne ein weiteres Wort zu sprechen, wandte Sonja Wilken sich plötzlich von ihr ab, als hätte sie jegliches Interesse an ihr verloren.

Sie stellte die Lampe auf einen schmalen Wandsims, auf dem unter anderem schon kleine Tongefäße standen, die aus der gleichen Zeit wie die Kalender und Statuen zu stammen schienen und ebenso gut erhalten waren, aber auch Nachbildungen sein konnten.

Sonja Wilken trug kein normales Kleid, sondern ein hauchdünnes Gewand, durch das die Konturen ihres makellosen Körpers schimmerten.

Sie bewegte sich mit tänzerischer Leichtigkeit und vollführte mit ihren Händen eigenartige Figuren in der Luft, als würde sie eine geheimnisvolle, okkulte Kraft beschwören.

Sie begann einen seltsam monotonen Singsang, der an das selbstvergessene Geplapper eines kleinen Kindes erinnerte.

Sonja Wilken war im Geist ein Kind geworden, etwas hatte ihren Verstand zerstört.

Angelika Huber begann zu schluchzen, sie konnte es nicht

verhindern. Wie von unsichtbaren Fäden emporgezogen, richtete sie sich auf. Sie achtete nicht auf die Schmerzen, die ihren Schädel zu sprengen schienen. Was da geschah, ließ sie alles andere vergessen.

Sie lehnte gegen die Rückwand des Bettes und beobachtete mit fiebernden Sinnen die anderen Gestalten, die auftauchten und aus den torbogenartigen Durchlässen kamen. Es waren drei Frauen, alle jünger als Sonja Wilken. Sie vollführten ihre eigenen tänzerischen Bewegungen. Es waren die tapsenden Schritte von Kindern, die ihre ersten Gehversuche machten.

Zwischen dem monotonen Singsang ertönten schrille Schreie oder irres Kichern. Eine der Tänzerinnen setzte sich mitten auf den Boden und rollte sich darüber hinweg. Auch ihr Gesicht war vom blanken Wahnsinn gekennzeichnet. Alle, die hier weilten, waren irrsinnig.

Hier konnte niemand bleiben, nicht in dieser Umgebung, nicht unter diesen Menschen. Sonja Wilken war durch einen unerklärlichen Vorfall mitten unter sie geraten.

Schon ihr Verhalten in dem Münchner Kaufhaus trug alle Merkmale des Anormalen. Sonja Wilken war schizophren und gab sich manchmal wie ein Kind, dann wieder als Frau… aber in beiden Fällen war sie nicht Herrin über ihren Verstand.

Angelika Huber wurde es von innen heraus eiskalt.

Sie war selbst mitten in die Gruppe der Verrückten geraten und merkte, wie etwas nach ihrem Herzen, ihrem Verstand griff.

Sie sollte auch zum Wahnsinn getrieben werden!

Sie wußte nicht, warum und welchen Sinn das alles haben sollte, aber sie fühlte es ganz deutlich.

Es gab keine Möglichkeit, sich dagegen zur Wehr zu setzen, keinen Freund, der ihr beistehen konnte. Sie war irgendwo in einem unbekannten Haus. Es war ihr so ergangen wie vor fünf Jahren Sonja Wilken.

Nun war auch sie verschwunden, und kein Mensch wußte, was mit ihr werden sollte.

Aber – sie war krank, ihr Körper fühlte sich heiß an. Sie hatte Fieber und blaue Flecken auf der Haut. Außerdem hatte sie bei dem ›Unfall‹ wahrscheinlich eine Gehirnerschütterung davongetragen. Die Schmerzen in ihrem Kopf wurden unerträglich.

Sie fühlte sich matt und elend und weinte still vor sich hin, während Sonja Wilken und die anderen unbekannten jungen Frauen ihre Possen rissen.

Für wen? Das ganze Theater nur für sie?

Die ›Tänzerinnen‹ kamen kichernd und schrill lachend näher. Eine hatte sich inzwischen derart verausgabt, daß sie mit einem Krampf am Boden lag, die Augen verdreht, wild um sich schlug und nicht mehr fähig war, aus eigener Kraft auf die Beine zu kommen.

Es drängte in Angelika Huber danach, das Bett zu verlassen, und der Fremden zu Hilfe zu eilen, aber sie selbst war außerstande sich zu bewegen.

Ihr körperlicher Zustand verhinderte ein solches Unternehmen.

Die anderen berührten sie, und sie hatte nicht die Kraft, sie zurückzuweisen. Dann verloren sie wieder jegliches Interesse an ihr, wichen tänzelnd zurück und schnitten Grimassen oder sagten irgendwelche Dinge, die überhaupt keinen Sinn ergaben.

In Angelika Hubers Leben gab es keine vergleichbare Situation.

Und es kam noch etwas hinzu…

So weit es ging, hatte sie sich an das Kopfende des Bettes zurückgezogen, saß dort verängstigt und zusammengekauert und fühlte die unbarmherzige Angst in ihr Herz einkehren.

Sie konnte nach niemand rufen und war ganz allein – diese Einsamkeit war es, die ihr zusätzlich zu schaffen machte.

Sie fing bereits an, an ihrem Verstand zu zweifeln, weil sie alle diese Dinge hörte und sah, ohne sie sich erklären zu können.

Wie auf ein stilles Kommando hin zogen die Wahnsinnigen sich zurück. Auch Sonja Wilken verschwand, ohne daß Angelika Huber noch eine Frage an sie richten oder ein Gespräch in Gang bringen konnte.

Die Petroleumlampe stand noch immer auf dem Sims.

Angelika Huber beugte sich ein wenig auf die Seite, aber sie kam nicht völlig herum. Sie meinte, ihr Körper würde bei der geringsten Bewegung zerschnitten werden.

Wie ein Geist aus dem Nichts löste sich eine dunkle Gestalt aus der Vielzahl der umherstehenden, mannshohen Statuen, die mit ihren maskenhaft starren, schrecklichen Gesichtern den Kellerraum füllten.

Der Indio!

Seine weißen Zähne blitzten in der Düsternis, als er leise lachte. »Ich nehme an, Sie erinnern sich noch an mich?«

»Sie… Sie… sind…« Mehr zu sagen, war sie nicht fähig.

»Richtig«, nickte er und stand dicht neben ihrem Bett, »ich bin der Fahrer des Autos, mit dem Sonja Wilken davonfuhr. Sie liefen mir genau vor den Kühler…«

»Das… ist nicht… wahr«, stammelte Angelika Huber. »Sie wollten mich töten…«

»Tss – was für ein häßliches Wort«, schüttelte er den Kopf. »Ich wollte Sie vor etwas bewahren – warum sehen Sie es nicht so?«

»Bewahren? Wovor…?«

Ihre Stimme war nur ein Hauch.

»Vor dem, was jetzt geschieht. Der Tod ist manchmal gnädiger als das Leben… Sie hatten Pech, Sonja Wilken zu begegnen und sie wiederzuerkennen. Sonja Wilken ist nicht mehr, die sie mal war. Ihr

Geist hat sie verlassen. Sie ist folgsam wie ein Kind. Seit Jahren lebt sie in diesem Haus, unter seiner Herrschaft…«

»Unter wessen… Herrschaft?«

»Unter der des Schlangengottes, des Schrecklichen aus dem Totenbrunnen! Sie können sich darunter wahrscheinlich nichts vorstellen, noch nicht… Aber das ist nur eine Frage der Zeit. Der Schreckliche wird auch Ihr Leben aufsaugen, wie er es bei anderen schon getan hat. Jeder, der ihm bisher begegnete, hat den Verstand verloren. So wird es auch bei Ihnen sein. Er braucht das, er kann nur leben, wo der Wahnsinn zu Hause ist. Also hat er sich sein Reich so geschaffen, daß jeder, der hierher kommt, dem Wahnsinn verfällt. Die er besonders liebt, werden lange in diesem Zustand verweilen. Zum Beispiel Sonja Wilken, zu der es ihn besonders zieht. Er liebte sie schon, als er noch ein Mensch war. Er liebt sie jetzt noch mehr – mit den Gefühlen des Schlangengottes. Seit kurzem darf Sonja Wilken wieder in die Stadt zurück, aus der er sie vor Jahren lockte, um sie in seinem Haus einzusperren wie in einer Festung. Das alles mag Ihnen sehr merkwürdig und unverständlich vorkommen. Die Welt des Schlangengottes ist eine andere als die der Menschen. Meine Verehrung gilt dem Schlangengott, der fern in einer anderen Dimension die Opfer derer entgegennimmt, die ihn verehren. Mein Volk verehrt ihn und opfert ihm. Die schönsten Mädchen des Stammes darf er sein eigen nennen. Er nimmt sie zu sich, und sie werden den Verstand verlieren, weil sie seinen Anblick nicht ertragen können. Eine Zeitlang wird er sich an ihnen erfreuen. Sie werden ihm dienen, für ihn tanzen und singen, bis sie sterben. Dann kommen neue. So ist es auch hier. Bis auf Sonja Wilken, die eine Ausnahme macht. Sie ist die erste, die das Haus des Schrecklichen wieder verlassen durfte. Pech für Sie, daß Sie ihr begegneten. Wäre es nicht passiert, würde Ihr Leben noch in den gleichen Bahnen verlaufen.

Sie sind als Opfer des Schrecklichen auserkoren und werden den Weg gehen, den andere vor Ihnen gegangen sind…«

Manolitos Stimme klang eiskalt, sie war ohne jegliches Gefühl.

Es gab keinen Zweifel daran, daß er Triumph darüber empfand, daß sie sich hier aufhielt.

»Ich bin krank… ich brauche ärztliche Hilfe… es geht mir nicht gut.« Es fiel ihr schwer, dies zu sagen, es forderte Anstrengung von ihr. »Bringen Sie mich zurück… ich bitte Sie darum…«

Ein leises, grausames Lachen, wie sie es nie gehört hatte, war die Antwort. »Wie käme ich dazu? Ich wäre ein Narr, gegen den Willen meines Gottes zu sein, der mich mit großer Macht ausgestattet hat und meine Kräfte noch steigern wird, je länger ich ihm treu diene. Ich habe Zeit, alle Zeit dieser und der anderen Welten steht mir zur Verfügung. Sie sind als Opfer auserkoren, und Sie werden als Opfer

dienen…«

»Aber erst wollten Sie mich doch töten«, preßte Angelika Huber hervor.

»Das ist mißlungen. Und man soll das Gleiche nicht nochmal versuchen. Es kam darauf an, Sie zu eliminieren. Es gibt viele Wege, einen Menschen zum Schweigen zu bringen. Sie sollten nicht darüber reden können, daß Sie Sonja Wilken gesehen hatten. Dies zu verhindern, bin ich nochmal gekommen…«

Angelika Huber schloß die Augen. Vor ihr begann sich alles zu drehen. Wann endete dieser fürchterliche Alptraum?

Sie tastete nach ihrem pochenden und schmerzenden Schädel und stellte fest, daß der Kopfverband fehlte.

»Bringen Sie mich fort… von hier, bitte… «, flehte sie. Ebenso gut hätte sie mit einer Wand sprechen können. Es folgte keine Reaktion.

Manolito nahm die Petroleumlampe und ging damit in den zwielichtigen, eigenwilligen Raum zurück.

Die Frau beobachtete dies alles, so aufmerksam es ihr unter den gegebenen Umständen möglich war.

Sie stellte mit einigem Erstaunen fest, daß der Keller, in dem sie gefangen war, sehr groß war.

Weiter hinten ging das Gewölbe tiefer und mündete in einen weiteren Raum, der sich kaum von dem unterschied, in dem sie sich befand.

Die Götzengestalten beherrschten das Bild.

Das flackernde Licht bewirkte, daß die ganze Atmosphäre noch gespenstischer erschien, als sie schon war.

An der Wand gegenüber stand neben dem Durchlaß in den dahinter liegenden Raum eine Art Thron, ein wuchtiger Steinsitz, der mit identifizierbaren Reliefs geschmückt war.

Darauf saß eine Götzengestalt.

Manolito stand so dicht neben ihr, daß das flackernde Licht die Gestalt berührte.

Da sah die Frau, daß der Götze atmete und lebte!

*

Im ersten Moment hielt sie das für ein Trugbild ihrer überreizten Sinne.

Sie sah ein zweites Mal hin und fand ihren ersten Eindruck bestätigt.

Das unheimliche Geschöpf atmete tatsächlich…

Es erhob sich, richtete sich zur vollen Größe auf und kam auf sie zu.

Angelika Hubers Herz schlug wild und unregelmäßig, als sie den

Unheimlichen sich nähern sah.

Er war einen Kopf größer als der Indio und sah furchteinflößend aus. Seine rechte Körperhälfte war die einer urwelthaften, schuppigen Echse, die linke Seite zeigte, wie der Mann ursprünglich ausgesehen hatte. Dunkles, kurzgeschnittenes Haar, ein intelligentes Gesicht, kluge, hohe Stirn… Seine Haut war kalkweiß.

Der Kopf war in der Mitte begrenzt von einem starren Kamm, der bis tief in den Nacken reichte.

Die Augen blickten unterschiedlich. Das Echsenauge saß schräg und groß in der grünen Kopfhälfte, das Menschenauge, starr und kaltglitzernd, zog sie in einen beinahe hypnotischen Bann.

Ein dumpfes Stöhnen kam über die Lippen der Frau.

Systematisch spitzte sich die unerklärliche, unfaßbare Situation zu.

Es begann mit der Entführung, an die sie sich nicht erinnern konnte, steigerte sich mit einer erneuten Begegnung der verschwundenen Sonja Wilken und dem Auftritt der Irren und erreichte seinen Höhepunkt in der Gegenüberstellung mit dem Schrecklichen aus dem Totenbrunnen.

Es war ein Anblick, der sie tief traf.

Das Echsenmaul verzog sich, während die Lippen des Menschenmundes unbewegt blieben. In der Hälfte des Echsenantlitzes waren spitze, haifischartige Zähne zu sehen. Ein dunkles, zufriedenes Knurren kam aus der Tiefe der Kehle des Veränderten.

Wer war dieses Geschöpf?

E3 schien, als könne Manolito, der einen Schritt hinter dem Unheimlichen stand, ihre Gedanken lesen. »Dieser Mann ist der Besitzer dieses Hauses. Er hieß Kay Olsen, bevor er so wurde, wie er jetzt ist. Er ist Ihr Herr und Meister…«

»Niemals!« keuchte die Frau.

Der heiße Atem aus Kay Olsens Rachen traf sie. Der Mann halb Echse, halb Mensch, beugte sich über sie.

Angelika Huber hatte nicht die Kraft, sich zur Wehr zu setzen, als er sie einfach packte und zu sich herüber zog.

Sie schrie. Das war alles. Aber es gab niemand, der auf ihren Schrei hin zu Hilfe geeilt wäre.

Angelika Huber wurde von einer Menschenhand und einer Echsenklaue umfaßt. Sie spürte den harten, schuppigen Brustpanzer des Mannes. Sie trug nur das dünne, weiße Leinennachthemd aus dem Krankenhaus.

Ihr Widerstand war eine Farce.

Sie schlug schwach um sich, konnte nichts ausrichten. Jede Bewegung wurde für sie zur Tortur.

Der Echsenmann trug sie quer durch den Kellerraum.

»Wir sind sehr freundlich«, hörte sie die spöttisch klingende

Stimme Manolitos aus dem Halbdunkeln. »Wer nicht aus eigener Kraft zum Brunnen gehen kann, der wird hingetragen, so nett sind wir. Finden Sie nicht auch?«

Die Erregung stieg in Angelika Huber hoch. Dieser Sarkasmus war nicht zu überbieten.

Sie lag in den »Armen« des Unheimlichen, spürte dessen heißen Atem auf ihrem Gesicht und gab es auf, einen Befreiungsversuch zu unternehmen. Selbst wenn es ihr gelungen wäre, sich dem Zugriff zu entwinden, was unter den gegebenen Umständen einer Sensation gleichgekommen wäre, hätte sie damit dennoch nichts ausrichten können.

Sie konnte aus eigener Kraft keine zehn Schritte gehen. Die zusätzlichen Strapazen nach dem Unfall hatten ihre Kräfte weiter abgebaut.

Sie wurde zwischen den starren, bedrohlich blickenden steinernen Götzen auf den Durchlaß zugetragen, der in einen anderen, ebenfalls fensterlosen Raum mündete.

Auch hier eine stickige, verbrauchte Luft.

Im Halbkreis standen Mayagötter vor einem Brunnen, der mitten in den Kellerraum gebaut war.

Das Gestein war grob und alt.

Wie kam der Brunnen hier herein?

Angelika Huber wurde dicht an ihn herangetragen.

An den Wänden hingen blakende Fackeln, die ein noch trüberes und unruhigeres Licht verbreiteten als die Petroleumlampe. Hier an diesem Ort schien es keine Elektrizität zu geben.

»Die Steine stammen aus einer anderen Welt. Mit ihnen wurde der Brunnen genau den Vorschriften entsprechend gebaut«, erklärte Manolito. »An jedem Punkt dieser Welt kann man die Brunnen errichten, die bestimmten Mayastämmen bekannt sind. Es sind die legendären Totenbrunnen, in die die Opfer gestoßen werden, um den Schlangengott zu besänftigen. Von Zeit zu Zeit muß ein neues Opfer gebracht werden, um seine Erwartungen zu erfüllen. Wir hoffen, daß er Sie annimmt…«

Angelika Hubers Alptraum erfuhr einen weiteren schrecklichen Höhepunkt.

Der Echsenmann hielt sie über die dunkle, unergründliche Öffnung des kahlen Brunnens und ließ sie einfach los.

Gellend hallte der Aufschrei der Frau aus dem Dunkeln, in das sie immer tiefer stürzte, bis ihr Rufen verhallte und irgendwo in der Unendlichkeit verwehte…

*

Alles ging rasend schnell.

Julio Hernandez' Hand flog in dem Moment in die Höhe, als er den Abzug durchdrückte.

Die Kugel ging weit über den Mann hinweg, den er eigentlich treffen wollte.

Björn Hellmark stand unbeweglich, und um seine Lippen spielte ein amüsiertes Lächeln.

»Sie sollten froh sein, daß ich Sie vor einer Dummheit bewahrt habe«, sagte eine Stimme hinter Hernandez.

Der Mexikaner, dessen Armgelenk von einer fremden Hand fest umklammert wurde, warf mit einem wütenden Fluch den Kopf herum.

Julio Hernandez wurde sich seines Aufschreis nicht bewußt.

Der Mann wollte nicht glauben, was er sah, und meinte zu phantasieren.

Abermals flog sein Kopf herum.

Hernandez stöhnte, er fuhr zusammen wie unter einem Peitschenschlag.

Drüben am Rand des Abgrundes stand der gleiche Mann, der ihm auch die Hand emporgeschlagen hatte und ihm nun – den Überraschungsmoment nutzend – die Waffe mit scharfem Ruck entwand.

»Aber wie… ich… wieso…« Hernandez war unfähig, seine Gedanken in Worte zu kleiden.

Er starrte abwechselnd auf Hellmark, der sich in Bewegung setzte, dann wieder auf den Mann, der ihn davon abgehalten hatte, den verhaßten Widersacher zu töten.

Dieser Mann mußte sein Zwillingsbruder sein. Sie ähnelten einander wie ein Ei dem anderen.

Der Mann, den er hatte erschießen wollen, war jetzt noch einen Schritt von ihm entfernt, bückte sich und hob die Pistole auf.

Der andere, der diesem so frappierend glich, der sogar die gleiche Kleidung trug und dessen präzises Ebenbild war, ließ Hernandez los. Der Mexikaner wich zurück und starrte auf die beiden Männer, die vor ihm standen und ihm den Weg abschnitten. Hernandez unternahm überhaupt keinen Versuch, zu fliehen.

Bis zur Ausfahrt kam er nicht. Rechts neben ihm ragte der kahle Fels empor, links war der Abgrund, zu dem er Hellmark geschickt hatte.

»Was, zum Teufel, geht hier vor?« fragte der Mann verwirrt. Schweiß perlte auf seiner Stirn. Seine Augen blickten Unstet. »Wer ist das… wieso… gibt es Sie zweimal… das ist… Hexerei… Evita hatte recht… Sie stehen mit dem Teufel im Bund!«

»Irrtum, Julio! Hier geht's weder dämonisch noch okkult zu, und auch der Satan ist nicht im Spiel. Ich wäre Ihr Opfer geworden, würde

ich nicht über jene besondere Gabe verfügen, von der Sie nun wissen. Es gibt Menschen, die besitzen übersinnliche Talente. Es gibt Leute, die können andere Gedanken lesen und durch reine Gedankenkraft Gegenstände bewegen… es sind Telepathen und Telekineten… ich bin in der glücklichen Lage, meinen Körper verdoppeln zu können. Das hat mir das Leben gerettet. Und da spielen keine andersgearteten, menschenfeindlichen Kräfte eine Rolle. Diesen Unterschied wollte ich Ihnen klarmachen.«

Hellmark kam drei weitere Schritte auf Hernandez zu. Dem war der Vorgang noch immer nicht ganz geheuer. Er stand mit dem Rücken gegen den kahlen Fels gepreßt und starrte auf Hellmark und Macabros, dessen Doppelkörper, wie auf eine Geistererscheinung.

Björn Hellmark löste Macabros auf.

Der Zweitkörper verschwand blitzartig. Fauchend schlug die Luft an der Stelle zusammen, an der er sich eben noch befunden hatte.

»Was immer Sie mir über Evita gesagt haben, muß entweder eine Erfindung sein…«

»War es nicht!« fiel Julio Hernandez ihm ins Wort.

»… oder«, ließ Hellmark sich nicht aus dem Konzept bringen, »es spielen Kräfte eine Rolle, die Sie mir andichteten und die in Wirklichkeit Evita Mochares ins Verderben stürzten. Ihr ganzer Haß aber richtete sich gegen mich. Sie wurden aufgewiegelt und sollten in mir einen Feind sehen, nämlich den Mann, der Evita Mochares’ Geist angeblich zerstörte. Was immer mit Evita geschehen ist, ich habe nichts damit zu tun. Ich bin erschrocken über das, was ich durch Sie erfuhr, Julio. Lassen Sie uns keine Zeit mehr verlieren. Bringen Sie mich zu ihr, vielleicht kann ich mit dazu beitragen, ihr Schicksal zu verbessern.«

Mit diesen Worten trat er vollends auf ihn zu.

»Hier, nehmen Sie! Als Zeichen meines guten Willens… Vielleicht überzeugt Sie das.« Hellmark reichte ihm die Waffe. »Ich gehe davon aus, daß Sie wirklich ein Irregeführter sind, kein kaltblütiger Mörder… fahren wir, damit wir so schnell wie möglich zu Evita kommen.«

Julio Hernandez’ Augen wurden noch größer. Zögernd nahm er die Pistole an sich. »Ich verstehe überhaupt nichts mehr«, sagte er verwirrt.

»Vielleicht offenbart das Gespräch mit Evita soviel, daß Sie mehr verstehen…«

Der Mexikaner hätte die Gelegenheit gehabt, einfach abzudrücken und aus nächster Nähe den Mann niederzustrecken, auf den er einen so großen Haß hatte. Doch dieser Haß war verschwunden. Einige erklärende Worte hatten genügt, seine Skepsis zu wecken und ihn nachdenklich werden zu lassen.

Er schüttelte den Kopf. »Ich glaube, Sie irren… Sie haben keine Vorstellung vor Evitas Zustand…«

Er steckte die Waffe weg, stieß sich von der Felswand ab und lief zu seinem Auto.

Wortlos öffnete er die Beifahrertür und gab Hellmark mit dieser stummen Geste zu verstehen, den Platz neben ihm wieder anzunehmen.

Der Motor sprang beim ersten Startversuch an.

Björn strahlte. »Ich verstehe zwar ’ne ganze Menge von Autos und technischen Tricks, aber ich muß Ihnen das Geständnis machen, daß Sie es verstanden haben, mich ganz schön an der Nase herumzuführen. Ich war, als wir ausstiegen, der Überzeugung, daß wirklich eine Panne vorlag.«

Julio Hernandez grinste. »Solche kleinen speziellen Tricks sind eben nur mit diesem Vehikel möglich, Senor Hellmark. Da werden Sie sicher verstehen, daß es mir schwer fällt, mich von ihm zu trennen.«

Er gab Gas und fuhr los.

Bis zur Anstalt waren es gute fünf Minuten.

Als sie das Plateau erreichten, wo der umfangreiche Gebäudekomplex stand, kam ihnen ein Ambulanzfahrzeug entgegen.

»Da haben sie wieder einen eingeliefert«, knurrte Julio Hernandez. Der kräftige Mann wirkte bei der Annäherung an das abseits gelegene Anwesen in den Bergen zunehmend bedrückt. »Ich mag solche Häuser nicht«, fügte er dann hinzu.

Er bremste vor dem großen Gittertor, sprach kurz mit dem Portier und wurde dann eingelassen.

Die Zufahrt war asphaltiert. Zur Ausschmückung standen einige riesige Kübel mit Pflanzen herum, um den nüchternen Eindruck dieses sachlichen Gebäudes abzumildern.

Der Komplex war u-förmig gestaltet. Erst wenn man näher kam, konnte man sehen, daß ein altes, im spanischen Kolonialstil errichtetes Gebäude dazu gehörte. Die modernen Bauten waren zu einem späteren Zeitpunkt hinzugefügt worden.

Hier oben gab es Gärten und Werkstätten. Große Plätze hinter den Häusern waren mit Maschendraht eingezäunt. Einige Personen hielten sich dahinter auf, und Björn kam es so vor, als befände er sich in einem Zoo, in einem Menschenzoo, in dem sie die Besucher waren.

Die Kranken gingen auf den eingezäunten Rasenflächen spazieren, oder saßen herum. Pflegepersonal befand sich ständig in der Nähe. Diese Menschen waren nie ohne Aufsicht. Man mußte sie in diesen eingezäunten Plätzen bewachen, weil sie kein Orientierungsvermögen mehr hatten und nicht mehr wußten, woher sie kamen und wer sie waren.

Ein alter Mann in einer sandfarbenen Leinenhose und

verwaschenem blauem Hemd kam gebeugt an den Maschendrahtzaun und erkundigte sich mit leiser Stimme nach der Zeit.

Julio Hernandez sagte sie ihm, und Björn Hellmark sah, wie der Alte am Stellknopf seiner Uhr zu drehen begann, einer Uhr, die keine Zeiger mehr hatte…

»Es ist schon ein Ritual geworden«, erklärte Julio. »Jeder, der hier vorbeikommt, fragt nach der Zeit – dabei kann er nicht mehr in ihr leben. Er sieht eigentlich glücklich und zufrieden dabei aus, finden Sie nicht auch?«

Björn nickte nachdenklich.

Auf dem Weg zu dem alten Gebäude, das aussah wie ein verwittertes Schulhaus, begegneten sie zwei, drei anderen Heimbewohnern, die die Möglichkeit hatten, sich frei zu bewegen. Ihre Gesichter waren unbeweglich, die Augen ausdruckslos.

Die psychisch Kranken schienen Hellmark und Hernandez überhaupt nicht wahrzunehmen. Sie waren mit ihren Gedanken ganz woanders.

Die Stätte glich einem Gefängnis. Das Gemäuer, das das Anwesen umgab, war dick und hoch. Teilweise war der natürlich gewachsene Fels in diese Mauer integriert.

Sandsteinstufen führten in das Innere des alten Baus.

Die Luft war kühl.

Eine Zimmerflucht lag vor ihnen.

»Wir müssen noch ein Stockwerk höher«, sagte Hernandez unvermittelt. »Sie ist in der geschlossenen Abteilung…«

Die Fenster waren überall vergittert.

In einem Büro, an dem sie zwangsläufig vorbeikamen, meldete Hernandez den Besuch an.

Eine Pflegerin wurde gerufen, die sie begleitete.

Hinter den massiven Holztüren waren manchmal stöhnende Laute zu vernehmen, hinter anderen Türen herrschte Totenstille.

Julio Hernandez seufzte plötzlich. »Das alles – der Besuch hier – ist so unvermittelt gekommen, daß ich nicht mal Gelegenheit hatte, etwas mitzubringen. Blumen. Evita liebt Blumen über alles. Wahrscheinlich begreift sie nichts mehr von dem, was man ihr sagt und gibt. Aber wenn sie Blumen bekommt, beginnt sie zu lächeln…«

Hellmark nickte ernst.

Hernandez merkte nichts von dem, was in diesen Sekunden geschah.

Der Deutsche ließ seinen Doppelkörper entstehen, außerhalb der Sichtweite von Hernandez und der Pflegerin.

Macabros materialisierte Hellmarks Wunsch entsprechend auf Marlos.

Er pflückte einen großen Strauß Blumen und nahm gleichzeitig

Kontakt mit Carminia Brado und Danielle de Barteaulieé auf.

Er fragte nach Neuigkeiten, die eventuell Pepe und Jim bei Patrick erfahren hatten, Neuigkeiten durch Rani Mahay, der gezielten Hinweisen auf einen gewissen Kay Olsen nachgehen sollte…

Und es gab diese Neuigkeit!

»Die Gespräche mit Richard Patrick haben mehr erbracht, als Rani zu hoffen wagte«, erfuhr er von Carminia. Was Macabros entgegennahm, wurde im gleichen Augenblick Bewußtseinsinhalt Björn Hellmarks. Macabros und Hellmark waren jederzeit durch einen unsichtbaren Faden miteinander verbunden. »In Patricks Archiv gibt es einen Fall, der nunmehr fünf Jahre alt ist. Ein Mann namens Olsen soll damals davon gesprochen haben, in den Urwäldern Yucatáns einen Brunnen aufzusuchen, der von Mayas einst als Opferstätte benutzt wurde. Es war nicht schwer, den Namen des Mannes ausfindig zu machen. Er hat damals ziemlich spektakulär seine Arbeitsstelle aufgegeben. In die Zeit seiner abenteuerlichen Reise nach Yucatán fiel das mysteriöse Verschwinden eines Freundes namens Heinz Marstner und einer Freundin namens Sonja Wilken. Beide Personen wurden nie mehr gefunden, ihr Schicksal blieb bis heute ungeklärt. Rani hat sich aufgemacht, den Freundeskreis Olsens zu durchforsten, um auf diese Weise herauszufinden, wo Olsen zuletzt wohnte und ob es in seinem Leben jemand gab, dessen Identität mit jenem Manolito übereinstimmt, den Ak Nafuur in der Botschaft an dich erwähnt. Rani hofft, bald mit handfesten Ergebnissen kommen zu können…«

»Das hoffe ich auch. Der zweite Weg in Rha-Ta-N'mys Reich erweist sich als ein besonders harter Brocken. Ich bin bisher keinen nennenswerten Schritt weitergekommen. Ich weiß bis jetzt noch immer nicht, an welchem Punkt sich der mysteriöse Opferbrunnen befindet, an dem noch wie vor Jahrhunderten lebende Mayas eine versprengt existierende Gruppe ihre Opfer darbringt.

Ob es einen brauchbaren Hinweis durch Evita Mochares geben kann, werde ich in wenigen Minuten wissen…«

Macabros sagte ihr, was sich inzwischen zugetragen hatte und welche Dinge auf ihn warteten.

Dann verschwand er von der Insel.

Der Platz vor der schönen Brasilianerin war wieder leer.

Macabros' »Sprung« von Marlos ereignete sich in dem Moment, als die Krankenschwester die Tür zu Evita Mochares' Zimmer öffnete und mit leiser Stimme den beiden Männern mitteilte, daß sie sich einen Moment gedulden sollten.

Sie sah erst nach dem rechten.

Das dauerte zehn Sekunden.

In dieser Zeit materialisierte Macabros im Schatten des kahlen, langen Korridors.

Nur für den Bruchteil einer Sekunde, doch dies reichte, um Hellmark das zu übergeben, was er haben wollte. Einen Blumenstrauß…

Die Übergabe bekam nicht mal Julio Hernandez mit, der einen zunehmend nervösen Eindruck machte. Er fürchtete offensichtlich die Begegnung mit Evita.

Durch das Rascheln wurde er aufmerksam, wandte den Blick und fuhr zusammen, als er den riesigen bunten Blumenstrauß in Hellmarks Händen sah.

»Wo haben Sie… denn den her?« stammelte Hernandez tonlos. Er musterte Hellmark von Kopf bis Fuß. Der Mann neben ihm wurde ihm langsam unheimlich…

Auch der Schwester blieb die Luft weg, als sie auf der Türschwelle auftauchte, um die Besucher hereinzubitten. Ihre Blicke klebten förmlich an dem auffallend großen Blumenstrauß, den Hellmark beim besten Willen nicht irgendwo verstecken konnte.

»Senor! Wo haben Sie den urplötzlich die Blumen her? Als Sie hereinkamen…«

»Hatte ich sie auch schon.« Björn beugte sich lächelnd nach vorn, nahm eine besonders schöne Blüte heraus und reichte sie der verwirrten Mexikanerin. »Ich hielt sie die ganze Zeit über hinter dem Rücken, da konnten Sie sie nicht sehen, Senorita…«

Die Schwester wollte darauf noch etwas sagen, aber sie unterließ es. Sie konnte sich nicht vorstellen, daß der blonde Mann diesen großen Strauß bei sich hatte, ohne daß sie das bemerkt hätte. Aber seine Worte säten Zweifel in ihr.

’ »Sie sind ein Zauberer, Senor«, flüsterte sie und warf ihm einen eigenartigen Blick zu.

»Bewahren Sie mich davor! Manche Dinge scheinen nur so – sie sind in Wirklichkeit harmlos und einfach zu erklären. In der allgemeinen Eile haben Sie sie einfach übersehen…«

»Vielleicht, Senor… vielleicht auch nicht… bitte, so treten Sie doch ein. Senorita Evita hat momentan eine äußerst ruhige Phase. Bitte, regen Sie sie nicht durch eine unglückliche Bemerkung auf! Ich glaube, daß Senor Hernandez, der ja sehr oft hierher kommt, schon das richtige Fingerspitzengefühl hat.«

Sie trat zur Seite.

Der Raum war einfach eingerichtet. Über dem eisernen weißen Bett hingen ein Kruzifix und ein Heiligenbild. Mehrere Bildermagazine lagen auf dem Boden verstreut.

Ein kleines, vergittertes Fenster führte den Blick zum blauen Himmel.

Evita Mochares saß auf ihrem Bett.

Sie trug ein blaues Baumwollkleid mit großen weißen Punkten. Die

frühere Journalistin lehnte mit dem Kopf an der Wand.

Sie hatte das zarte Gesicht einer Puppe. Groß und sanft waren die Augen, die sich verengten, als Björn Hellmark auf der Bildfläche erschien. Er merkte die Veränderung sofort, Hernandez entging sie.

»Ich habe Besuch mitgebracht, Evita«, sagte der Kollege leise und trat zur Seite. »Jemand, der dir einen großen Blumenstrauß schenken will. Du liebst doch Blumen, nicht wahr?«

Einen Augenblick sah es so aus, als wollte Evita nicken.

Dann überzog sich ihr Gesicht mit einer ungesunden Blässe und wurde im nächsten Moment puterrot. Die Ader auf ihrer Stirn schwoll an .

Evita Mochares, der Björn Hellmark das Leben gerettet hatte, die gleiche Evita Mochares, mit der er sich so vorzüglich verstand, riß plötzlich den Mund auf und schrie so markerschütternd, daß sich Hellmarks Nackenhaare sträubten…

*

Sie gebärdete sich im wahrsten Sinne des Wortes wie von Sinnen.

Von einer Sekunde zur anderen wurde ihr stilles, lammhaftes Verhalten zu dem eines reißenden, in die Enge getriebenen Wolfes.

Evita Mochares sprang in die Höhe.

Was an Gegenständen in ihrer Nähe greifbar stand oder lag, wurde zum Wurfgeschoß.

Magazine und Zeitschriften flogen durch die Luft, ein Wasserglas verfehlte Hellmark um Haaresbreite, die Nachttischlampe folgte als nächstes.

Was Julio Hernandez prophezeit hatte, trat ein.

Björn Hellmarks Auftauchen löste bei Evita Mochares einen Tobsuchtanfall aus.

Sie warf ihren Nachttisch um, ehe Julio oder Björn es verhindern konnten. Es ging alles blitzschnell.

Dann war Hernandez bei ihr am Bett und hielt sie fest. Sie riß und zerrte, schrie geifernd und trat nach ihm. Hernandez erhielt einen Tritt ins Gesicht.

Er taumelte.

Hellmark nahm seine Stelle ein und versuchte die Rasende zur Räson zu bringen. Er hielt sie an beiden Armen fest und rief immer wieder ihren Namen.

Die grazile Krankenschwester, die sie hierher geführt hatte, tauchte auf und war weiß wie eine Kalkwand.

»’raus! Ich hasse dich… ich will dich nicht sehen, du Teufel in Menschengestalt!« zeterte Evita Mochares. Es war erstaunlich, welche Kraft in dem schlanken Frauenkörper steckte.

Schweiß perlte von Evitas Gesicht. »Verschwinde! Du hast – hier nichts zu… suchen… neeeiiinnn, neeeiiinnn…« Es hörte sich schaurig an.

Sie warf sich in die Kissen, vergrub das Gesicht darin und strampelte mit beiden Beinen wie ein ungezogenes Kind.

Die Krankenschwester hielt eine Spritze bereit. Sie drückte die Nadel tief in das Gesäß und preßte den Kolben herab.

»Wie konnte das nur geschehen?« fragte sie verwirrt. »Was ist passiert?«

»Sie hat mich gesehen und angefangen zu schreien…«

»Es muß etwas in ihrem Leben geben, das Sie mit etwas Unangenehmen in Verbindung bringt«, sagte die Krankenschwester leise. Zu dritt waren sie voll ausgelastet, die Tobsüchtige festzuhalten, damit diese weder sich noch anderen Verletzungen zufügen konnte.

Dämonenwerk!

Es gab keinen plausiblen Grund, weshalb sie sonst ausgerechnet bei Hellmarks Auftauchen in eine solche Stimmung geriet.

Björn unternahm einen Versuch.

Heimlich, ohne daß es die anderen merkten, zog er aus der Tasche das rubinrote, faustgroße Gebilde. Kühl und fest lag es wie ein Stein in seiner Hand. Es war ein versteinertes Auge eines Schwarzen Manja, jenes mythischen Vogels, der insgesamt sieben Augen hatte und zu jener Zeit auf dem Kontinent Xantilon zu finden war, als auf diesem die Menschen in der Blüte ihrer Entwicklung standen. Dämonenspuk machte dem allen ein Ende.

Die Menschen fielen wie die Tiere selbst übereinander her, Schergen aus dem Reich der Finsternis griffen mit ein und Verwirrungen wurden gestiftet, bis zuletzt keiner mehr erkannte, wer Freund und Feind war.

Xantilon, die Insel eines freien Volkes, zerbrach und versank in den Fluten des Ozeans.

Björn Hellmark lebte in einem ersten Dasein auf der Insel Xantilon, hieß damals Kaphoon und war der »Sohn des Toten Gottes«. Was es im einzelnen damit auf sich hatte, konnte er bis zur Stunde nicht ergründen, obwohl einige Abenteuer ihn in die Vergangenheit führten und er als Kaphoon zeitweise fungiert hatte.

Mit Xantilons Untergang kam auch das Ende der heiligen Vögel, der Schwarzen Manja… Jene bizarr aussehenden Flugtiere, denen man nachsagte, daß sie Zufriedenheit und Glück symbolisierte, die im Durchschnitt siebenhundert Jahre alt wurden und von der Bildfläche verschwanden. Hin und wieder tauchten eines ihrer versteinerten Augen auf.

Mit ihnen hatte es eine besondere Bewandtnis.

Durch sie wurden weißmagische Kräfte frei, die jene der Finsternis

aufhoben oder hemmten.

Es kam darauf an, wie stark die Kraft war, die dagegenwirkte.

Jenes eine Auge, das er bei sich trug, bewirkte nichts. Nicht die kleinster Reaktion trat ein, nicht für den Bruchteil einer Sekunde hielt Evita inne.

War es die magische Kraft des Schlangengottes, die in ihr wirkte? Fast war er überzeugt davon…

Nicht mal die Spritze zeigte eine Wirkung.

Ein Pfleger und ein Arzt kamen noch hinzu und versuchten Evita zur Vernunft zu bringen. Es blieb jedoch nichts anderes übrig, als sie in eine Zwangsjacke zu stecken und in die Isolierstation zu bringen.

Hellmark und Hernandez blieben zurück.

Evitas Krankenzimmer sah aus wie ein Schlachtfeld.

Der Inhalt der Schubladen des Nachttisches lag verstreut auf dem Boden herum, Glas war zersplittert, Zeitungen zerfleddert und Blumen zertreten.

Behutsam hoben Hellmark und Hernandez die Blumen auf. So gut es ging, ordnete Björn den Strauß wieder und reichte ihn dann der kleinen mexikanischen Krankenschwester, die bleich und erschöpft wieder bei ihnen auftauchte, nachdem die Patientin außer Sichtweite war.

»Wie geht es ihr?« wollte Björn wissen.

»Ich hoffe, bald besser. Bis jetzt schlagen die Medikamente nicht an, obwohl der Doktor ihr nochmal eine Dosis gegeben hat. Sie wird müde, alles fällt ihr schwerer, aber sie ist innerlich noch derart aufgewühlt, wie ich sie nie zuvor erlebt habe…«

Hellmark sah ein, daß es sinnlos war, nochmal einen Versuch zu unternehmen. Jedenfalls nicht unter diesen Umständen.

Er wollte nicht das Ende der jungen Journalistin.

Noch eine zweite Begegnung mit Evita und sie würde vor Erschöpfung sterben. Sie verausgabte sich derart, daß dieser Fall tatsächlich eintreten konnte.

Als sie draußen waren und kein Mensch in der Nähe war, der ihr Gespräch belauschen konnte, sprach Julio Hernadez Hellmark an. »Es gibt keine Erklärung dafür, nicht wahr?«

»Doch die gibt es, Julio. Es gibt Erklärungen für alles. Aber ich glaube, daß der Schlüssel zu Evitas ›Krankheit‹ nicht hier, sondern anderswo liegt.«

»Und so wäre das?«

Hellmark atmete tief durch. »Gerade darüber hoffte ich, mit Evita sprechen zu können. Ich glaubte nicht, daß ihr Zustand so schlimm wäre. Sie muß außer dem einen Mal, das mir bekannt ist, ein weiteres Mal im Totenbrunnen gewesen sein, und dort ist dann etwas passiert, das mit ihrem jetzigen Zustand zusammenhängt.«

»Sie war nochmal dort.«

Die Bestätigung aus Hernandez' Mund klang wie eine Offenbarung.

»Sie wissen darüber Bescheid, Julio? Aus welchem Grund war sie nochmal im Dschungel? Waren Sie möglicherweise ihr Begleiter?«

»Nein, das war ich nicht. Sie ist allein gewesen. Fragen Sie nicht warum! Aus reiner Neugier, das ist die einzige Erklärung. Sie hat mir nie Einzelheiten darüber berichtet. Das sollte nach und nach kommen. Aber dann fing ihre rätselhafte Krankheit an, und kein Mensch konnte ihr helfen.«

»Vielleicht aber kann man es doch…«

»Wie, Senor?«

»Indem man herausfindet, warum Evita so wurde. Man muß den Weg zurückgehen. Sie glauben an den Totenbrunnen der Mayas, nicht wahr?«

»Ja…«

»Nachdem Evita ausfällt, mir einen brauchbaren Hinweis zu geben, bleiben nur noch Sie übrig, Julio… ich muß die genauen geologischen Daten wissen, wo der Brunnen liegt. Es gibt gewiß Aufzeichnungen darüber. Evita war in diesen Dingen sehr verläßlich und genau. Wenn ich die Daten habe, kann ich umgehend etwas unternehmen. Dies wäre der kürzeste Weg, um vielleicht zum Ziel zu kommen. Ich kann mir nicht vorstellen, Julio, daß Evita Ihnen auch die Lage des Brunnens verschwiegen hat?«

»Nein, natürlich nicht. Ich weiß, wo er sich befindet.«

Björn atmete erleichtert auf. »Dann geben Sie mir genaue Hinweise…«

»Die kann ich Ihnen geben. In meiner Wohnung. Dort liegen alle Papiere Evitas. Sie hat bis zuletzt mit mir zusammen gewohnt.«

»Helfen Sie mir, und ich kann möglicherweise Evita helfen…«

»Darauf baue ich. Sie kriegen die genauen geologischen Daten, Senor Hellmark… allerdings unter einer Bedingung…«

»Die wäre?«

»Ich komme mit Ihnen.«

»Das ist ausgeschlossen!«

»Dann eben nicht…«

»Julio, bedenken Sie, worauf Sie sich da einlassen. Das Unternehmen – ist lebensgefährlich.«

»Daß es kein Vergnügungsspaziergang durch den Dschungel sein wird, kann ich mir lebhaft vorstellen. Aber haben Sie bitte auch Verständnis für meine Lage. Ich muß wissen, was dort los war… Ihr Vorhaben kommt mir entgegen. Bei dieser Gelegenheit sehe ich auch jenes Maya-Volk, an dessen Existenz kein Mensch mehr glaubt.«

Björn gab nach. Er hatte schon zuviel Zeit verloren, um sie in einem Disput mit Hernandez noch mehr zu vergeuden.

» Einverstanden.«

Sie fuhren den Weg zurück, den sie gekommen waren.

»Bergab geht’s sowieso schneller«, sagte er mal.

Um nach Mexiko City zurückzukommen, benötigten sie zehn Minuten weniger als für die Herfahrt.

Julio Hernandez steuerte direkt in die Avenida Benito Juarez.

Björn hob erstaunt die Augenbrauen. »Was wollen wir denn hier?«

»Hier wohne ich, Senor. In der Nummer 128 – nur drei Häuser von der ehemaligen Wohnung Evitas entfernt. Allerdings in einem neuen Apartment. Nun, Sie werden es gleich sehen…«

*

In der Wohnung angekommen, bot der Mexikaner seinem Gast eine Erfrischung und kalte Tortillas an. Hellmark hatte Hunger und aß.

Evita stand ein eigener Raum zur Verfügung.

Er war abgeschlossen.

»Seit sie in der Anstalt, ist, habe ich ihn nicht mehr betreten.« Julio Hernadez führte Björn in den Raum.

Der Geruch haftete ihren Möbeln und ihren Kleidern an, die noch im Schrank hingen.

Ein riesiger Schreibtisch stand direkt vor dem Fenster. Alle Schubladen enthielten Ordner und Schnellhefter, in denen bündelweise beschriebenes Papier aufbewahrt wurde.

Mit einem einzigen Griff holte Julio die betreffenden Unterlagen.

»Sie sind als Tagebuchaufzeichnungen angefertigt worden. Genaue Kartenskizzen sind vorhanden…«

Es bedurfte nicht Hernandez’ Erläuterung.

Alles war so gründlich und präzise zu Papier gebracht, daß Hellmark sich sofort zurecht fand.

Es stimmte tatsächlich. Fast auf den Tag genau zwei Jahre nach ihrer Rettung war Evita Mochares dem Drang erlegen, nochmal den Ort des Grauens aufzusuchen.

Von Anfang an kalkulierte sie ihr Risiko nicht zu knapp ein. Für Freunde und Bekannte gab es Hinweise für den Fall, daß sie nie wieder zurückkommen sollte. Da sollten alle vorhandenen Unterlagen verbrannt werden.

Aber sie hatte nicht an den Wahnsinn gedacht.

Sie kam zurück, und die Unterlagen blieben erhalten. Zum Glück für Björn Hellmark, der sich sofort darüber informieren konnte, wo die Stelle lag, an der noch heute Maya-Priester junge weibliche Stammesangehörige ihrem »Schlangengott« opferten.

Die Stelle war durch ein rotes Kreuz in der Karte markiert.

»Es ist in Ordnung«, sagte Björn unerwartet. »Wir können

aufbrechen…«

»Die Überraschungen enden bei Ihnen wohl nie?« fragte Hernandez irritiert. »Wir werden mindestens drei Tage benötigen, um alles in die Wege zu leiten, um…«

»Wir können in dieser Minute gehen. Sie wollten sich mir anschließen, Julio… bitte, dann tun Sie es. Ich habe wenig Zeit. Einen großen Marsch durch den Dschungel haben wir nicht vor, und allezulange soll der Aufenthalt dort auch nicht dauern. Ich habe vor, in den Brunnen zu gehen und auf der anderen Seite etwas zu holen. Dann will ich schon wieder zurückkehren.«

Das alles hörte sich einfach an.

Julio Hernandez schüttelte den Kopf. »Ich habe mich zwar an Überraschungen bei Ihnen gewöhnt, Senor – aber es gibt Schwierigkeiten, die sich nicht einfach mit leichter Hand beiseite wischen lassen. Ich kenne einen Großteil – nicht alle – Aufzeichnungen Evitas über das Phänomen des Totenbrunnens. Die Opferstätte ist Frauen geweiht. Sie kommen gewissermaßen ›unversehrt‹ auf der anderen Seite an, als Gespielin des Schlangengottes, für den ein Menschenleben in der Tat nichts weiter ist als ein Spielzeug. Männer, die sich in Opferbrunnen begeben, verändern ihr Aussehen. Sie werden halb Mensch, halb Echse und sollen dem Schlangengott ähneln… für mich ist das unwirklich und unfaßbar…«

»Und doch die Wirklichkeit«, fügte Björn sofort hinzu, als Hernandez nicht weitersprach. »Ich möchte Sie deshalb bitten, nach unserer Ankunft respektablen Abstand von dem Opferbrunnen zu halten. Ich werde kurz darin verschwinden…«

»Dann wird es keine Rückkehr mehr für Sie geben!« warf der Mexikaner hastig ein. »Sie werden zum Ungeheuer…«

»Ich hoffe nicht. Es gibt eine Möglichkeit, die dämonischen Einflüsse zurückzudrängen, wenn man die richtigen Waffen dazu besitzt. Ich glaube, daß die Gefahr der Verwandlung für mich kaum Bedeutung hat. Größer und unkalkulierbarer sind die Bedrohungen auf der anderen Seite… aber das alles wird sich erst herausstellen, wenn ich dort bin.«

Während er sprach, ließ er nochmal Macabros entstehen. Sein Doppelkörper materialisierte in der Geister-Höhle auf der Insel Marlos. Aus der Waffenkammer, die dort angelegt war, nahm er sich ein langes Schwert und klappte dann oben neben dem eisernen Thron die Schatulle auf, in der unter anderem auch die Dämonenmaske lag.

Beides geriet wenige Sekunden später in Hellmarks Besitz. Er hielt durch Macabros' Ankunft in der Apartmentwohnung Hernandez' plötzlich ein Schwert in der Hand und fühlte die Dämonenmaske in seiner Tasche.

Macabros stand zwischen ihm und Julio Hernandez. Die Anwesenheit eines Dritten in der Wohnung erfüllte Julio Hernandez mit sichtlichem Unbehagen.

»Reichen Sie mir Ihre Hand, Julio«, sagte Macabros nur.

Hernandez tat es mechanisch.

Hellmark griff nach der anderen Hand seines Zweitkörpers. Nur im direkten Kontakt mit Macabros war es ihm möglich, eine Teleportation durchzuführen.

Noch ein letzter Blick auf die ausgebreitete maßstabgetreue Landkarte, in der Evitas bemerkenswerte Expedition auf eigene Faust detailliert eingezeichnet war.

Ein kurzer, konzentrierter Gedanke genügte.

Julio Hernadez meinte, den Boden unter den Füßen zu verlieren. Unwillkürlich tat er einen Schritt nach vorn, als suche er neuen Halt.

Und da hatte er ihn auch schon wieder.

Seine Umgebung war verändert. Das war nicht mehr die vertraute Wohnung – raschelndes Grün, tropische Luft und Geräusche des Urwalds umgaben ihn.

Er war mitten im Dschungel!

Er kam gar nicht dazu, seine Überraschung voll auszukosten.

Hellmarks Stimme tönte auf. »Da ist es auch schon, Julio…«

Damit meinte der blonde Mann aus Deutschland den freien Platz, der sich vor ihnen ausbreitete.

Das Blätterdach über ihnen war so dicht, daß die Sonne kaum durchdrang. Hier, mitten im Dschungel, wurde es nie richtig Tag.

Jenseits der Lichtung lag das kleine Dorf, winzig und vergessen. An ihm war der Strom der Zeit spurlos vorübergegangen. Björn und Julio fühlten sich in die Vergangenheit versetzt.

Die kleinen eckigen Häuser duckten sich zwischen den Bäumen und Büschen, und hinter ihnen erhob sich ein alles überragendes, pyramidenförmiges Bauwerk. Ein Tempel.

Björn Hellmark und Julio Hernandez hielten sich weiterhin im Schatten auf.

Vergebens schauten sie nach Bewohnern des Dorfes. Es lag wie ausgestorben…

Von Platz weg führte ein schmaler Pfad tiefer in die Wildnis. Dies war der Weg, den Evita Mochares gegangen war.

Der Weg mündete direkt am Opferbrunnen. Und von dort her kamen plötzlich die Geräusche.

Es schien, als hätte die Ruhe nur so lange gewährt, bis die beiden Männer hier eintrafen.

Der monotone Singsang hallte durch die Wildnis und mischte sich unter die ewigen Geräusche des Urwalds.

»Bleiben Sie in meiner Nähe! Unternehmen Sie um Himmels willen

nichts auf eigene Faust!« bat Hellmark seinen Begleiter.

Geduckt lief er über den Platz. Dabei entdeckte er Spuren auf dem Boden, die ihm anzeigten, daß ein Ritual im Gang war.

Reiskörner lagen überall verstreut herum, und dunkle Flecken waren deutlich auf dem Boden auszumachen. Hier war Blut versprengt worden…

Ob Menschen- oder Tierblut, das war im Moment nicht feststellbar.

Der Pfad, der vom Platz abzweigte, war äußerst schmal. Es war nicht zu verhindern, daß Björn und Julio Hernadez in Berührung kamen. Es raschelte. Doch zum Glück gingen diese verräterischen Geräusche in dem hektischer werdenden Singsang unter.

Was Björn und sein Begleiter zu sehen bekamen, war der Alltag in einem weltabgelegenen Dschungeldorf.

Alle Einwohner hatten sich um einen gemauerten, uralten Brunnen versammelt.

Braunhäutige Gestalten, jung und alt, Männer und Frauen umstanden den halb zugewachsenen Brunnen im Halbkreis.

Die jungen, bemalten Krieger, waren bewaffnet mit Pfeil, Bogen und Speeren.

Grellbemalte und auffällig gekleidete Priester stachen aus der Menge ab.

Atemlos beobachteten die beiden unerwarteten Besucher die Szene.

Hier spielte sich ein Ritual ab, das Jahrtausende alt war.

Ein Priester löste sich aus der Gruppe, deren wilder Gesang durch den Dschungel hallte und deren ekstatische Tänze ihre Körper erbeben ließen, bis einige vor Erschöpfung zusammenbrachen, von anderen wortlos und rasch auf die Seite geschleppt wurden, um den Platz vor dem Brunnen für andere freizuhalten.

Das waren die Mayas aus dem »Vergessenen Dorf«. Es waren schätzungsweise um die hundert Menschen, die das Dorf bevölkerten, nichts von Zivilisation wußten, die hier auf einer primitiven Stufe des Daseins lebten und ihre Götter verehrten und besänftigten durch Menschenopfer wie zum Anbeginn der Zeiten…

Im Mittelpunkt ihres Lebens stand der Schlangengott. Nur seinem Einfluß war es zu verdanken, daß das Mayadorf in der Wildnis Yucatáns bisher nicht entdeckt worden war. Doch seinen »Schutz« ließ sich der Schlangengott auch etwas kosten. Er verlangte seit eh und je Menschenopfer. Die schönsten Mädchen der Mayas, von den Priestern zu diesem Zweck auserwählt, wurden jeweils geopfert.

Diesmal war es eine, die zum Brunnen geführt wurde.

Sie wurde behandelt wie ein Vieh, das man zum Schlachten brachte. Die Hände waren ihr auf den Rücken gebunden. Das Mädchen war blutjung, viel hellhäutiger als ihre Stammesangehörigen,

von geradem Wuchs, körperlich ohne jeglichen Tadel.

Ihre Haare waren lang, lagen schwer und dunkel auf ihren Schultern. Sie trug ein farbiges Gewand, das ihr unmittelbar vor dem Brunnen vom Körper gerissen wurde.

Nur mit einem Lendenschurz bekleidet, der kaum noch etwas verbarg, stand sie ergeben vor dem Brunnenrand und wartete auf das Zeichen durch die Priester, auf das Ende des Rituals. Sie schrie nicht, sie wehrte sich nicht, und sie lief auch nicht davon, als man ihr die Fesseln abnahm. Sie wußte, wozu sie auserwählt war und nahm dieses Schicksal hin, weil sie nichts anderes kannte.

Aber dieses Schicksal war schlimmer als der Tod.

Die anderen Priester – erkenntlich durch ihre Kleidung – lösten sich aus der Menge und packten das Mädchen.

»Das können wir… doch nicht zulassen«, stieß Julio Hernandez tonlos hervor. »Sie wollen Sie tatsächlich in den Brunnen stürzen…«

Mechanisch fingerte er nach seiner Pistole. Hellmark drückte seine Hand zur Seite. »Keine Unbedachtsamkeiten, Julio. Das brächte uns in Teufels Küche. Was hier geschieht, ist uns unverständlich und geht uns gegen den Strich. Für diese Menschen ist es Alltag. Wir können nicht zusehen, wie ein hilfloser Mensch ins Verderben gestoßen wird, ohne sich zur Wehr setzen zu können. Ein Eingreifen würde diese Menschen aufs tiefste treffen, uns in Gefahr bringen und das Weltbild der Eingeborenen auf den Kopf stellen. Ein anderer Versuch aber könnte möglicherweise einen anderen Schock bewirken. Die Götzenwelt dieser Menschen ist vielgestaltig. Wenn plötzlich einer aufträte, den sie bisher nicht kennen und der ihnen solche Opfer untersagte, wäre das mal ’ne neue Variante. Nur dumm, daß ich die Sprache der Mayas nicht spreche. Vielleicht tun’s auch Gesten…«

Zwei andere Priester handelten blitzartig.

Sie packten das Opfer, rissen es nach vorn und wollten es über den Brunnenrand stürzen.

Doch wie eine Geistererscheinung stand dort plötzlich jemand.

Macabros!

Das junge Maya-Mädchen prallte förmlich mit dem Kopf gegen die Beine von Hellmarks Zweitkörper. Sie gab einen leisen, erstaunten Ausruf von sich und wich zurück.

Die Priester standen im ersten Moment wie erstarrt und reagierten dann *mit* einem wilden, gellenden Schrei. Wie vom Donner gerührt, standen plötzlich auch die Tänzer still.

Es war geradezu unheimlich.

Eben noch der ekstatische Gesang, das wilde Stampfen der Tänzer – jetzt Stille wie in einem Grab!

Die Erscheinung des großen blonden Mannes auf dem Rand des Brunnens hatte eingeschlagen wie eine Bombe.

In den Augen der Eingeborenen las man Angst, Ratlosigkeit und Nichtverstehen…

Der Bann war perfekt. Während Björn und Julio Hernandez ihr Versteck nicht verließen, agierte Hellmarks Doppelkörper.

Macabros führte das Mädchen demonstrativ vom Opferbrunnen weg.

Die vorderen Priester fielen auf die Knie und preßten ihre Stirn in den Staub.

Sie murmelten geheimnisvoll klingende Worte und sahen diese rätselhafte Rettung als das an, was Hellmark damit bezwecken wollte: ein Wunder…

Björns Rechnung schien aufzugehen.

Wenn es nicht anders gekommen wäre…

Das Gebüsch hinter den beiden Beobachtern raschelte plötzlich. Zweige knackten.

Julio Hernandez und Björn Hellmark wirbelten herum.

Mit lautem Schreien stürzten mehrere grellbemalte und bewaffnete Mayas auf sie zu.

Der Angriff kam überraschend.

In Nu war die Lage verworren, die Situation änderte sich von Grund auf.

Ein Teil der bewaffneten Krieger, die sich nach Macabros' Auftauchen in die Büsche geworfen hatten, tauchte wieder auf. Die Priester schreckten hoch.

Björn begriff die unangenehme Situation.

Sie waren unbemerkt beobachtet und entdeckt worden.

Der Angriff überrumpelte die beiden Männer förmlich.

Zwei, drei Mayas warfen Julio Hernandez zu Boden. Er hielt noch seine entsicherte Pistole in der Hand. Hernandez geriet in Panik und drückte ab. Er schoß einen Indio nieder, während Björn alle Hände voll zu tun hatte, sich seiner Gegner zu erwehren.

Macabros paßte sich der veränderten Situation an.

Er packte das verwirrte Indio-Mädchen an der Hand und lief mit ihr in den Busch.

Einige beherzte Krieger schienen inzwischen trotz aller Verwirrung begriffen zu haben, daß sie offensichtlich einem Trick, einer Täuschung zum Opfer gefallen waren.

Sie setzten hinter Macabros her. Speere flogen durch die Luft, Pfeile wurden abgeschossen. Einer traf Macabros mitten zwischen die Schulterblätter.

Macabros wankte nicht, verspürte keinen Schmerz und trug keine Verletzung davon. Sein Körper bestand aus einer feinstofflichen Substanz, nicht aus Fleisch und Blut. Es kam an der Einschußstelle zu keinem Blutaustritt.

Macabros tauchte ein in undurchdringlichen Dschungel. Die Verfolger blieben ihm auf den Fersen. Rufe hallten durch die Luft. Der kleine Platz vor dem Opferbrunnen erinnerte an ein Schlachtfeld.

Alles war auf den Beinen.

Hellmark mußte sich gegen mehrere Gegner gleichzeitig behaupten. Er schüttelte sie von sich ab wie lästige Insekten. Die Mayas hatten keinen besonderen Respekt vor ihm. Da er der Erscheinung auf dem Brunnenrand so ähnlich war, schien für die alles bestimmenden Priester festzustehen, daß hier ein Komplott im Gang war.

Julio Hernadez wurde von einer Horde Krieger aus dem Gebüsch und über den Platz gezerrt in Richtung Brunnen.

Hellmark wurde zu Boden gerissen und entging mit knapper Not einem Stich mit einer Waffe.

Er löste Macabros auf, als das Maya-Mädchen tief genug im Dschungel war. Um ihr weiteres Schicksal konnte er sich nicht kümmern, er wußte nicht, ob sie aus der unerwarteten Freiheit etwas für sich machen konnte oder wieder von den Priestern als Opfer gewählt wurde.

Für Julio Hernandez kam seine Hilfe zu spät.

Die aufgebrachten Eingeborenen packten den bewußtlosen Mexikaner und warfen ihn unter dem wilden Spektakel ihrer Stammesgenossen in den Opferbrunnen.

Da war Macabros heran.

Wie ein lebender Dreschflegel arbeitete er sich durch die Menschentraube, die an Hellmark hing.

Björn kämpfte verzweifelt, doch er war der Übermacht nicht gewachsen.

Er hätte im Verlauf des Kampfes mehr als einmal sein Schwert einsetzen können. Doch er hatte darauf verzichtet. So gut es ging, verteidigte er sich mit Tritten, bloßen Fäusten, schleuderte Maya-Krieger in die eigenen Reihen und verschaffte sich auf diese Weise Luft.

Es kam ihm nicht darauf an zu verletzten oder gar zu töten. Er wollte seine Gegner kampfunfähig machen. Diese Menschen wußten nicht, was sie taten. Und selbst wenn er in seiner Not drei oder vier oder auch fünf Mayas mit dem Schwert niedergestreckt hätte, es waren immer noch genug vorhanden, die ihm mit ihren primitiven Waffen den Garaus machen konnten.

Flucht war in diesem Augenblick das oberste Gebot, ’raus aus diesem Hexenkessel…

Da war Macabros genau richtig.

Es kam zum Kontakt zwischen ihm und Hellmark.

Das Ergebnis war abermals durchschlagend.

Hellmark erkannte, daß absichtlich kein tödlicher Hieb auf ihn abgegeben wurde. Man wollte ihn – und auch Macabros – lebendig.

Das war seine Chance!

Sie verschwanden beide…

Die Mayas, die sich auf ihn stürzten, wo er eben noch gewesen war, purzelten durcheinander wie die Kegel.

Schreiend schlugen sie um sich und fielen ins Leere. Einige Krieger wurden unter ihren Stammesgenossen begraben.

Björn versetzte Macabros – und damit auch sich – auf den Rand des Brunnens.

Zwei Sekunden noch standen die beiden Männer dort, die sich glichen wie ein Ei dem andren.

Hellmark zog die Dämonenmaske aus der Tasche, stülpte sie sich noch über und trat dann einen Schritt zurück.

Viele Mayas sahen noch, wie der Kopf des Mannes sich veränderte, wie er unter der Wirkung der Dämonenmaske zu einen bleichen, knöchernen Totenschädel wurde.

In den dunklen Augenhöhlen glomm ein glühendes Licht.

Dann stürzte Hellmark – mit diesem Aussehen – in die unergründliche, rauschende, fauchende Tiefe…

Macabros hatte er aufgelöst.

Alle Sinne des Mannes, der in diesen Sekunden alles wagte, um die Weichen für ein erfolgreiches Ende des zweiten Wegs in die Dimension Rha-Ta-N'mys zu stellen, waren aufs äußerste gespannt.

Kein Laut, kein visueller Eindruck entging ihm im Innern des Brunnens, in dem eine besondere Kraft herrschte. [1] Nachtschwarze Finsternis… Endloser, kalter Weltenraum schienen ihn zu umgeben.

Björn Hellmark fiel in unauslotbare Tiefe, anfangs immer schneller. Einmal war es ihm, als würde er sich um seine eigene Achse drehen.

Dann spürte er etwas Langes, Festes… ein Seil, das lose im Nichts baumelte, nach dem er griff – und dem er entgegeneilte, ohne daß er sich daran hochzog. Ja, das war es.

Plötzlich ging es nicht mehr nach »unten«, sondern wieder in die Höhe!

Die Zeit, in der er nicht mehr wußte, was »oben« und »unten« war, war vorbei.

Er hatte das Gefühl zu schweben, wie im schwerelosen Raum.

Die Bezeichnung »Totenbrunnen« war willkürlich gewählt worden. In Wirklichkeit hatte es hier nie Tote gegeben. Die Opfer waren nicht wie bei einem normalen Brunnen auf dem Grund zerschmettert worden, sondern am anderen Ende wohlbehalten und unverletzt herausgekommen. Und erst dort, in der anderen Welt, nahmen die schicksalhaften Dinge ihren Lauf.

Die Schwärze rings um ihn lockerte sich plötzlich. Diffuses Licht

wurde erkennbar. Es schwamm über ihm wie eine riesige Öllache.

Noch ein paar Meter… Hellmark ›stieg‹ noch immer und wurde von einer unerklärlichen Kraft in die Höhe getragen.

Dann sah er den Brunnenrand, dem er entgegeneilte. Scharf und kantig hob er sich gegen einen düsteren, unwirklichen Himmel ab.

Das war ein anderer Himmel, als der über dem Blätterdach der Wildnis von Yucatán.

Instinktiv griff Björn nach oben, spürte den rauhen, kalten Stein, zog sich zuletzt daran empor und überwand das Hindernis.

Sein Kopf, seine Brust ragten über den Rand eines Brunnens, der in einer anderen Welt stand.

Er war jenseits des Totenbrunnens angekommen, wie schon Hunderte vor ihm. Was aus jenen Frauen und Männern geworden war, wußte man. Die Frauen wurden zu Gespielinnen des Wahnsinns, die Männer Teil des Schlangengottes, zu jenen schrecklichen Halbechsen, die mit den Gefühlen des Schlangengottes empfanden und danach trachteten, sich eine ähnliche Welt zu errichten.

Björn Hellmark lauschte unwillkürlich in sich hinein. Dachte und fühlte er schon anders?

Er tastete mit seiner Rechten vorsichtig in sein Gesicht und fühlte den harten Widerstand des knöchernen Schädels.

Unwillkürlich beschleunigte sein Herzschlag.

Alles schien gelungen. Sein Kopf war unter der schützenden Maske demnach – hoffentlich! – auch noch in seiner ursprünglichen Form.

Björn rutschte auf den Brunnenrand, löste die Maske vorsichtig von seinem Gesicht und steckte das einfache graubraune Tuch, das aussah wie eine Strumpfmaske, ein.

Hellmarks Blick schweifte in die Umgebung.

Es war eine triste, unfreundliche und unwirtliche Welt.

Der Himmel zeigte ein tiefes Violett bis dunkles Rot. Die Landschaft war steinig und mit Kratern übersät, etwas Mondartiges haftete ihr an.

Auch Julio Hernandez war auf dieser Seite des Brunnens angekommen.

Björn Hellmark hielt nach ihm Ausschau, und er war erfüllt von Beklemmung und Angst. Wenn das Gesetz des Schlangengottes noch stimmte, dann…

Hellmark hörte das knirschende Geräusch und reagierte sofort.

Er wirbelte herum und riß sofort das Schwert empor. In den vergangenen Jahren hatte er sich zu einem hervorragenden Schwertkämpfer gemausert, aber diese Waffe war schwer und ungewohnt. Überhaupt kein Vergleich zu seinem ›Schwert des Toten Gottes‹, das einzig und allein für seine Hand im magischen Feuer einer Esse auf Xantilon geschmiedet worden war.

Das Geräusch wurde verursacht von einem riesigen Sandwurm, dessen furchteinflößender Schädel in Sand und Gestein zwischen den Kratern versank.

Der Sandwurm war etwa hundert Meter lang und hatte einen mittleren Durchmesser von zwei Metern und einen ebensolchen Kopf. Das Maul darin war ebenfalls groß genug, einen ausgewachsenen Menschen zu verschlingen.

Die Augen glitzerten mordgierig.

Unwillkürlich umfaßte Hellmark das Schwert fester, aber es kam zu keinem Zusammenstoß zwischen ihm und dem Ungetüm.

Das zeigte wenig Interesse für den neuen ›Gast‹ in der Welt des Totengottes. Er schien seine Beute schon gehabt zu haben…

Julio…?

Der Verdacht lag nahe, denn es gab bisher von ihm weit und breit keine Spur zu sehen.

Hellmark wartete noch einen Moment. Wie ein Torpedo konnte der riesige, borstige Wurm aus dem Untergrund wieder emporschießen, wenn er wollte. Doch er wollte nicht…

Deutlich war die Stelle zwischen den Kratern zu sehen, wo Sand und Steine zusammenkullerten, wo das Ungetüm sich unter dem Boden wie ein Maulwurf schlängelte, um schließlich spurlos in einer Bodensenke zu verschwinden.

Hellmarks Blicke suchten den unheimlichen Himmel ab.

Von den gefährlichen Totenvögeln war nichts zu sehen.

Björn lief los. Sein Ziel war die Ruinenstätte, die etwa hundert Schritte vom Brunnen entfernt zwischen den Kratern lag.

Das morsche, schräg in den Scharnieren hängende Tor sah aus, als hätte ein Riese es mit einem einzigen Faustschlag geöffnet.

Hinter dem Tor lag das Reich des Schlangengottes und der Ort, an dem die ›Ewige Flamme der Schlangengöttin Luku-U'moa‹ aufbewahrt und bewacht wurde.

Björn Hellmark war auf alles gefaßt…

*

Im Marien-Hospital herrschte Verwirrung.

»Schwester Renate ist verschwunden!« Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht unter den Angestellten.

Telefonate, die nicht entgegengenommen wurden, Rufe, die der Stationsschwester galten, brachten den Stein ins Rollen.

Und eine zweite unheimliche Entdeckung wurde gemacht: Die Unfallverletzte Angelika Huber war nicht mehr auf ihrem Zimmer.

Die Suche begann, die Fragen wurden mehr mit jeder Minute, die verstrich.

Zuerst wurde nur der Stationsarzt unterrichtet, dann auch der Chefarzt. Schließlich die Krankenhausleitung, als nach eineinhalb Stunden intensiver Suche weder Schwester Renate noch die Patientin Angelika Huber auftauchten. Es gab kein Lebenszeichen von ihnen.

Noch etwas kam hinzu.

Auch von Herbert Altenberg fehlt jegliche Spur. Altenberg war in der Spätschicht Mädchen für alles und wurde auch als Pfleger auf der Männerstation eingesetzt.

Die Polizei wurde verständigt. Es war ein Punkt erreicht, wo keiner mehr die Verantwortung übernehmen wollte.

Das entscheidende Telefonat wurde mit dem Beamten geführt, bei dem sich gerade ein Besucher aufhielt.

Dieser Besucher war zwei Meter groß, wog zwei Zentner, ohne daß es ein Gramm Fett zuviel an seinem durchtrainierten, muskulösen Körper gegeben hätte. Ein besonders auffälliges Merkmal war die bronzefarbene Haut und die prächtige Vollglatze. Der Mann war niemand anders als der Inder Rani Mahay, Björn Hellmarks treuer Freund.

Der Polizeibeamte machte sich Notizen und stellte nur manchmal eine Frage. Doch das wenige, was er sagte, reichte, um Mahay hellhörig werden zu lassen.

Der Name ›Angelika Huber‹ fiel. Das war doch die Frau, die Sonja Wilken wiedergesehen zu haben glaubte…

Und nun war Angelika Huber unter mysteriösen Umständen verschwunden? Genau wie – Sonja Wilken vor fünf Jahren!

Was Angelika Huber nach der Einlieferung ins Krankenhaus den recherchierenden Polizisten mitgeteilt hatte, war nicht minder mysteriös.

Sie hatte behauptet, von dem Fahrer absichtlich überfahren worden zu sein. Der Mann sei kein Weißer, kein Europäer gewesen. Sie beschrieb ihn als Indio…

Das warf ein mehr als eigenartiges Schlaglicht auf die Dinge.

Rani Mahay hatte alle diese Hinweise ohne größere Schwierigkeiten erhalten. Er gab sich als Mitarbeiter eines großen internationalen Magazins aus und konnte eine dementsprechende Lizenz – von dem Verleger Richard Patrick unterschreiben – auch vorlegen. Doch das wäre nicht mal notwendig gewesen.

Was zur Sprache gekommen war, war jedermann zugänglich und unterstand nicht der Geheimhaltung. Nur – ein Außenstehender konnte mit diesen Aussagen nichts anfangen. Anders Rani Mahay, dem bestimmte Fakten bekannt waren, und der sie mit anderen – nur ihm bekannten – Tatsachen in Zusammenhang brachte.

Er würde unter einem Vorwand selbst in das Marien-Hospital gehen, um dort mehr zu erfahren. Im Moment aber hatte er soviel in

Erfahrung gebracht, daß es ihm wichtiger erschien, so schnell wie möglich eine andere Frau zu sprechen, die in dem Verhältnis Kay Olsen-Sonja Wilken sicher einiges ausplaudern konnte. Eine gewisse Dorothea Marstner, deren Mann – just zu der Zeit als Olsen und Sonja Wilken untertauchten – ebenfalls spurlos verschwand. Alle diese Zusammenhänge waren auch der Polizei bekannt, und eine Sonderkommission in Regensburg hatte seinerzeit die Fälle eingehend behandelt.

Mahay verließ das Kommissariat, suchte Dorothea Marstners Telefonnummer heraus und rief an. Er konnte sie nicht ereichen. Da entschloß er sich, einen anderen Weg einzuschlagen. Er beobachtete noch die Abfahrt zweier Polizeifahrzeuge, Isar Fünf und Isar Neun, die beide zum Marien-Hospital abkommandiert waren.

Der Inder mußte sich erst zurück nach Marlos versetzen, ehe er von dort eine neue Teleportation an einen anderen Punkt einleiten konnte.

Die geheimnisvolle Kraft, die der unsichtbaren Insel Marlos innewohnte, versetzte jeden, der sich längere Zeit dort aufhielt, in die Lage, durch reine Gedankenkraft jederzeit jeden beliebigen Punkt der Welt aufzusuchen. Aber der ›Sprung‹ war jeweils nur von Marlos aus möglich. Dort mußte er seinen Anfang nehmen.

Rani hielt sich nur wenige Sekunden auf der Insel auf. Er traf mit niemand zusammen, sondern versetzte sich im nächsten Moment nach Regensburg.

Das alles erfolgte komplikationslos, und die Tatsache, daß es inzwischen später Abend war, kam seinen außergewöhnlichen Unternehmungen sehr entgegen.

Er konnte im Dunkeln verschwinden und ganz nach Belieben darin wieder auftauchen, ohne daß jemand auf diese gespenstische Art des Reisens aufmerksam wurde.

Daß Rani Mahay noch so spät im Revier aufkreuzte, registrierte man mit einiger Verwunderung, zeigte aber Verständnis dafür, als er sich als ausländischer Journalist zu erkennen gab, der unbedingt wissen wollte, wo Kay Olsen gelebt hatte.

»Das ist doch der Mann, der vor rund fünf Jahren nach einer Expedition in den Dschungel von Yucatán nicht mehr auftauchte und mit dessen Namen man das Verschwinden einer gewissen Sonja Wilken und eines Heinz Marstner in Verbindung brachte, nicht wahr?«

Mahay gab sich nicht ganz wissend aber auch nicht völlig unwissend. »Über merkwürdige Fälle, die nie geklärt wurden, plant unser Verlag eine Artikelserie. Ob sie dann erscheint, steht auf einem anderen Blatt. Die Vorbereitungen jedenfalls sind im Gang. Ist es möglich, Kay Olsens Wohnort zu erfahren?«

Das war hier überhaupt keine Schwierigkeit.

Der Polizist, mit dem Mahay sprach, führte ein Telefonat. Dann erhielt er ohne weitere Schwierigkeiten Auskunft.

Man zeigte ihm sogar ein Foto des Hauses, das Olsen gehörte, das noch heute in seinem Besitz, aber nicht mehr bewohnt war. Ein entfernter Verwandter des Verschollenen hatte die Pflege und die Instandhaltung übernommen, ohne selbst darin zu wohnen. Die Polizei wußte, daß er von Fall zu Fall dort auftauchte.

Mahay erhielt Einblick in das damalige Geschehen, so weit der ihn unterrichtende Beamte dies verantworten konnte.

Der Inder hielt sich nicht länger als notwendig im Revier auf.

Als er das Gebäude verließ, war er sich seiner weiteren Schritte sicher.

Die Lage des Olsen-Hauses war ihm bekannt. Wie magnetisch zog es ihn dorthin.

Mahay war vorsichtig und hielt sich an gewisse Spielregeln. Er konnte sich gut vorstellen, daß seine Fragen einige Leute neugierig und nachdenklich machen würden.

Er täuschte sich nicht.

Als er das Gebäude verließ, stand der Polizist, mit dem er gesprochen hatte, hinter dem Fenster und hielt den Telefonhörer in der Hand.

»Er kommt… er verläßt eben das Gebäude«, sagte er leise. »Jetzt seid ihr an der Reihe. War ein recht interessantes Gespräch. Ich habe das Gefühl, daß er sich ernsthaft für Olsens Haus interessiert. Wenn ich den Burschen richtig einschätze, macht er sich noch heute abend auf den Weg zum Haus. Heftet euch ihm an die Fersen, vielleicht kommen wir nach Jahren in einem Fall weiter, den wir schon auf Eis gelegt haben…«

Das ›auf den Fersen bleiben‹ war einfacher gesagt als getan. Zumindest im Fall Rani Mahay…

Die beiden Beamten, die bereits zuvor informiert worden waren, trugen Zivil und saßen in einem schwarzen Opel Rekord, der etwa dreißig Schritte von dem Polizeigebäude entfernt am Straßenrand stand.

Über ein Autotelefon waren die beiden Kriminalisten mit dem Informator im Revier verbunden.

»Wir sehen ihn«, sagte der dunkelhaarige Mann mit dem gepflegten Lippenbärtchen neben dem Fahrer. Er bediente sich des Apparates. »Wir haben ihn im Visier. Mal sehen, ob er uns wirklich zu Olsens Haus führt. Wäre ja ’ne verdammt interessante Geschichte. Wenn wir da nach fünf Jahren noch mal fünfzig würden…« Er pfiff leise durch die Zähne.

Der Fahrer gab Gas. Langsam rollte der Opel an.

Rani Mahay, der Koloß von Bhutan, wie er in der Welt bekannt

geworden war, bog in diesem Moment um die Straßenecke.

Der Opel Rekord reihte sich in den fließenden Verkehr ein, fuhr auf die äußerste rechte Fahrbahn und bog dann rechts ab.

Das geschah genau dreißig Sekunden später.

Die Mienen der beiden Männer in dem Beobachtungsfahrzeug versteinerten.

»Verdammt…«, sagte der Beifahrer, »das gibt's doch nicht… er kann doch nicht verschwunden sein…«

Der Fahrer steuerte den Wagen sofort an den rechten Fahrbahnrand heran und bremste.

Die Blicke der Männer suchten die Straße ab.

»Nichts… es scheint, als hätte der Erdboden ihn verschluckt…«

Von Rani Mahay war weit und breit keine Spur.

Das war nicht verwunderlich, hätten die beiden Männer mehr über die Herkunft dieses Mannes, über Marlos und die Fähigkeiten gewußt.

Der Inder versetzte sich zurück nach Marlos, von dort noch mal in die normale, sichtbare Welt, genau zu der Stelle, die ihm von dem Polizisten so genau beschrieben worden war.

Als die beiden Zivilbeamten noch Ausschau hielten, tauchte er schon runde dreißig Kilometer von Regensburg entfernt vor einem bewaldeten Hang auf.

Etwa hundert Meter vor ihm stand das Haus, es lag verborgen hinter den Bäumen.

Alles war dunkel.

Im Umkreis von fünf Kilometern, hatte Mahay sich sagen lassen, gab es keine menschliche Siedlung, kein Haus, keinen Hof…

Der Inder legte die letzten Meter durch die Nacht zurück. Alles blieb ruhig.

Er achtete auf die Straße, von der aus ein schmaler, asphaltierter Weg zu dem abseits gelegenen Haus führte. Eine Privatstraße, wie ein Schild darauf hinwies.

Besondere Aufmerksamkeit aber schenkte er dem einsamen Haus.

Er näherte sich unbemerkt.

Schon von weitem konnte er erkennen, daß die großen Fenster des Gebäudes nicht durch Rolländen gesichert waren.

Das verwirrte ihn sofort.

Wenn jemand verreiste und lange Zeit wegblieb – im Fall Kay Olsen schon fünf Jahre –, dann ließ er sein Haus keinesfalls in diesem Zustand zurück! Das Gebäude machte nämlich einen bewohnten Eindruck.

Zumindest auf ihn, der es zum erstenmal in seinem Leben sah.

Auf einen, der es tage- oder gar wochenlang beobachtet, würde es allerdings diese Wirkung nicht mehr haben.

Ein Dieb zum Beispiel, der beabsichtigte, hier einen Coup zu

landen, konnte nicht lange getäuscht werden. Da es immer Menschen gab, die es nicht leiden konnten, daß andere etwas besaßen, was sie nicht hatten, konnte er davon ausgehen, daß in der Zwischenzeit bei dieser Konstellation schon mehr als einmal ein Versuch unternommen worden war.

Doch zu Ohren der Polizei schien nichts gedrungen zu sein.

Merkwürdig…

Allein dieser Umstand war es, der Mahay stutzig machte.

Etwas stimmte da nicht. Oder er hatte zufällig jenen Tag erwischt, an dem angeblich Kay Olsens »Verwandter« sich hier aufhielt, um nach dem rechten zu sehen.

Wie immer es auch sein mochte, Rani war ein Mensch, der den Dingen auf den Grund ging. Und da er schon mal hier war und eine bestimmte Mission im Auftrag seines Freundes erfüllte, hielt ihn nichts zurück, nachzusehen.

Neben dem Haus, umgeben von hohen Stauden und Sträuchern, war ein kleiner Abstellplatz für Autos. Gleich dahinter begann die Doppelgarage, die an das Haus anstieß.

Trotz der Dunkelheit waren auf der Asphaltdecke die frischen Reifenspuren gut zu erkennen.

Da war erst vor kurzem ein Fahrzeug hier gewesen! Nichts stimmte mit dem überein, was er auf dem Polizeirevier erfahren hatte und dort an Tatsachen bekannt war. Offensichtlich waren die Informationen längst überholt und deckten sich nur nach dem Verschwinden Kay Olsens…

In den großen Fenstern spiegelten sich die dunklen Silhouetten der Bäume.

Plötzlich ein flackerndes Licht!

Aber das kam nicht von außen, sondern von innen!

Im Haus bewegte sich jemand und hielt in der Hand eine Petroleumlampe, die trübes Licht spendete.

*

Mahay hielt den Atem an.

Der Koloß von Bhutan preßte sich mit dem Rücken an die schattige Hauswand und hörte ein Geräusch. Eine Tür klappte. Am Rumoren, das weiterhin entstand, konnte er unschwer erkennen, daß der oder die Unbekannte eine Verbindungstür zur Garage genommen hatte.

Ein leises Surren im Mauerwerk.

Das Garagentor schwang langsam und lautlos in die Höhe.

Mahay wurde zum Zeugen einer Szene, die hier oben in der Einsamkeit der Wälder niemand erwartet hätte.

Die Gestalt mit der Petroleumlampe trat nach außen.

Rani erkannte den schwarzhaarigen, dunkelhäutigen Mann. Ein Indio! Manolito, von dem Ak Nafuur in seinem Vermächtnis Nr. 2 an Björn gesprochen hatte?!

Kay Olsen pflegte mit ihm Umgang! Daß Manolito nach dem Verschwinden des von einer Idee besessenen Olsen sich in dem abseits gelegenen Haus aufhielt, paßte irgendwie in das mysteriöse Mosaik…

Der Maya überquerte den asphaltierten Platz.

Was hatte der Mann vor?

Er wirkte konzentriert und schien mit seinen Gedanken weit entfernt…

Mahay stand wie zur Salzsäule erstarrt. Wenn Manolito den Blick wandte, bekam er den Inder wohl oder übel zu Gesicht.

Doch Rani hatte Glück.

Der Eingeborene blickte nicht seitwärts. Mahay nutzte die Situation. Kaum, daß Manolito an ihm vorübergegangen war, reagierte der Mann von Marlos.

Er huschte auf Zehenspitzen in die dunkle Garage und versteckte sich hinter einem Mauervorsprung. In der Finsternis vor ihm stand ein großes, weißes Auto! Der Krankenwagen, in dem Angelika Huber ›abgeholt‹ worden war.

Warum tauchte Manolito hier draußen auf? War er durch ein Geräusch auf den nächtlichen Besucher aufmerksam geworden? Hatte er einen Tip erhalten oder erwartete er jemand?

Mahay stellte gleich darauf fest, daß nichts von seinen Überlegungen in Frage kam.

Manolito ging bis zum Ende des freien Platzes, wandte sich dann um, stellte die Lampe vor seine Füße und hob beschwörend die Arme gegen den nächtlichen Himmel.

Das flackernde Licht hob seine dunkle Silhouette gegen den etwas helleren Hintergrund ab. Es sah aus, als würde Manolito am äußersten Ende des Hangs stehen und mit seinen Füßen die Wipfel der aus der Tiefe emporragenden Bäume berühren.

Der Maya sagte einige Worte in einer unbekannten Sprache.

Das Ergebnis war verblüffend.

Rani zuckte zusammen, als es in der Dunkelheit vor ihm leise knirschte.

Das Krankenfahrzeug, nach dem die Polizei fahndete, setzte sich in Bewegung, als würde es von einem Geisterfahrer gestartet. Aber da heulte kein Motor auf, da saß niemand am Steuer!

Geisterspuk… Manolito führte ein dämonisches Zauberkunststück aus, das er sich offenbar wegen verschiedener Hindernisse bis jetzt aufgehoben hatte.

Der Wagen rollte auf Manolito zu, und mit jedem Zentimeter, den er sich dem Eingeborenen näherte, wurde die Karosserie

durchsichtiger und war schließlich nur noch ein Schemen. Mahay konnte in das Innere des Fahrzeuges blicken und sah die Bänke und die Armaturen, die jedoch auch an Substanz verloren.

Der Ambulanzwagen löste sich schließlich ins Nichts auf! Die Spuren eines Vorfalls waren beseitigt.

Manolito war identisch mit einem Schwarzen Priester namens Vartan Konk, der sich die Mächte der Finsternis und Schwarzen Magie von Fall zu Fall zunutze machen konnte.

Mahay stellte sich ganz auf die neue Situation ein.

Er lief an der Wand entlang, passierte die weit offen stehende Verbindungstür in die Wohnung und versteckte sich dort neben dem Kamin, noch ehe Manolito den gleichen Weg zurückkam, den er vorhin gegangen war.

Das Garagentor wurde verschlossen, ebenso die Verbindungstür.

Manolito alias Vartan Konk durchquerte das dunkle, großzügig eingerichtete Wohnzimmer, lief auf den Korridor hinaus und ging von dort in den Keller. Wie ein Schatten folgte Rani Mahay dem Dämonischen. Er war einer großen Sache auf der Spur und verhielt sich vorsichtig, um nicht vorzeitig alles in Frage zu stellen.

Vartan Konk hatte das Haus des geheimnisumwobenen Herrn Olsen zu seinem Domizil erkoren, und Rani Mahay stellte gleich fest, daß Konk alias Manolito einen offensichtlich für ihn günstigen Zeitpunkt abgewartet hatte, um die Spuren einer geheimnisvollen Entführung zu beseitigen. Davor war er durch eine Kette von Umständen nicht dazu gekommen…

Der Keller des Hauses war eine Welt für sich.

Ein wahres Labyrinth…

Mahay kam durch Gewölbegänge, die offensichtlich später angelegt worden waren. Die Weiträumigkeit des Kellers brachte ihn auf diesen Gedanken.

Schon als er das Haus betrat, war ihm der museumsartige Charakter aufgefallen. Reliefs und aztekische Kalender an den Wänden, überall standen gräßliche anzusehende Götzenstatuen.

Unten im Keller war es noch schlimmer.

Die Statuen waren teilweise mannsgroß, so daß ein Ausgewachsener sich dahinter verstecken konnte.

Die bizarre Umgebung und das herrschende Dämmerlicht war für Mahays Zwecke von Vorteil.

Er lief auf diese Weise weniger Gefahr, entdeckt zu werden.

Was ging in diesem Haus vor? Was wurde hier vorbereitet? Welche Rolle spielte das Verschwinden jener jungen Münchnerin, deren Fall Mahay zufällig im Polizeirevier mitbekommen hatte?

Rani achtete sehr genau auf seine Umgebung. Er befand sich in der Höhle des Löwen und durfte sich keinen Fehler erlauben. Er war

bereit, den Weg, den er eingeschlagen hatte, konsequent weiter zu verfolgen. Instinktiv fühlte er, daß er einer großen Sache auf der Spur war.

Die Götterwelt der Mayas und Azteken war hier unten in den Kellerräumen des Olsen'schen Hauses in Stein erhalten. Ob es sich um wahre Sammlerstücke handelt oder um Nachschöpfungen, ließ sich auf den ersten Blick und schon gar nicht bei diesem Schummerlicht feststellen. Außerdem würde dies nur ein Fachmann herausfinden.

War Angelika Huber hierher gebracht worden, um einem Wahnsinnigen geopfert zu werden?

Alles paßte irgendwie zusammen. Angelika Huber behauptete, ihre ehemalige Freundin durch Zufall wiedergesehen zu haben… und diese Freundin hatte enge Bindungen zu Kay Olsen… der verschwand, seine Freundin tauchte unter… Olsen war bekannt dafür, daß er an die ›Götter‹ der Mayas glaubte, daß er vor fünf Jahren zu einer Expedition in den Urwald von Yucatán aufgebrochen war, um eine geheime Tempelstätte zu untersuchen und einen Brunnen zu analysieren, über den gerüchteweise etwas in Umlauf gekommen war…

Vartan Konk alias Manolito diente dem Schlangengott. Das bedeutete Wahnsinn und Tod für diejenigen, die ihm in die Hände fielen.

Rani wurde es plötzlich heiß.

Er mußte daran denken, was er auf dem Revier erfahren hatte, als er sich unter anderem auch nach Sonja Wilken erkundigte.

Ob es in ihrem Fall besondere Merkmale gab – danach hatte er gefragt.

Jeder Fall hätte seine besonderen Zeichen, erhielt er zur Antwort. Andererseits ähnelten sich solche Vorkommnisse auch. In München – wie in anderen Millionenstädten der Welt auch – verschwänden nun mal mehr Leute als in einem kleinen Dorf. Das brächten die besonderen Bedingungen einer Großstadt einfach mit sich… Außer Sonja Wilken suchte man nach zwanzig anderen Frauen, die im Lauf der letzten fünf Jahre spurlos untertauchten, ohne daß es bisher ein Lebenszeichen von ihnen gab.

Dies war der Punkt, an dem Rani Mahays Überlegungen einhakten… In den letzten fünf Jahren eine besonders hohe Vermißtenquote… das paßte zu dem Wesen des Schlangengottes und seines Dieners, des Schwarzen Priesters Vartan Konk, der als Maya-Sprößling Manolito in der Geschichte der Menschheit auftauchte. Dies war nicht der erste Auftritt ›Manolitos‹…

Rani sah die schattenhafte Gestalt in einem anderen Gewölbe verschwinden. Dort war eine fremdartige Landschaft nachgebaut, so daß man meinte, einen anderen Stern zu betreten.

Mahay hatte das Gefühl, wieder im Land »Milachoot« zu sein, das

war eine Landschaft, die östlich der Nordspitze Xantilons lag. Vor einiger Zeit war ein Teil des versunkenen Kontinents aufgetaucht. Es handelte sich um die Nordspitze jener riesigen Insel, die einst Xantilon hieß. Doch diese Nordspitze, die ständig unter amerikanischer Militärkontrolle stand, nachdem es dort zu unerklärlichen Vorfallen gekommen war, war nicht vollständig. An zahlreichen Stellen war sie bizarr ausgebuchtet, als wären dort riesige Landschollen abgebrochen.

Milachoot war ein blühender Garten gewesen, ehe der Schlangengott von ihm Besitz ergriff, ihn zu einem Ort des Schreckens und des Wahnsinns machte, zu einer Wüste des Todes.

Zum Glück war seinerzeit, als ein Teil Xantilons wieder aufstieg, Milachoot in der Tiefe des Meeres zurückgeblieben.

Hier aber hatte es einer – Olsen oder Manolito – nachgebaut.

Rani Mahay begriff gleich weshalb, und Wut stieg in ihm auf, als er erneut vor Augen geführt bekam, wie rücksichtslos jene Mächte vorgingen, die in den Menschen nur eine Art Spielzeug sahen.

Hier unten wurden vier Frauen festgehalten, die wie die Tiere lethargisch in Ecken und Nischen lagen. Grobe Wolldecken schützten sie vor dem nackten Steinboden.

Ihre Anwesenheit war menschenunwürdig wie die Umgebung, in der sie sich aufhalten mußten. Hier gab es keine Fenster, hier drang niemals ein Sonnenstrahl ein.

Die bedauernswerten Geschöpfe wiegten die Köpfe, sangen leise vor sich hin, eine rief nach »Kay«, so daß Mahay zusammenzuckte.

Er hörte ein Geräusch und reagierte etwas zu heftig.

Das wurde ihm zum Schicksal.

In der schummrigen Atmosphäre, vor sich die »weite«, nachgebaute Landschaft Milachoots, stieß er gegen eine Götzenfigur. Das hohl klingende, tönerne Geräusch war unüberhörbar.

Manolito, auf halbem Weg zu dem zwischen die unwirkliche Landschaft eingebetteten Brunnen, wirbelte augenblicklich herum.

Der Inder und der Maya standen sich gegenüber.

Von den irrsinnigen Frauen lösten sich zwei von ihrem Lager und kamen kichernd und neugierig näher. Sie hatten die Augen weit aufgerissen und sahen aus wie große, schöne Puppen, die sich selbständig bewegten, aber nicht wußten, was sie taten…

Manolito ging sofort zum Angriff über. Er war nur eine Sekunde lang irritiert über die Tatsache, daß jemand hier unten weilte, den er nicht zu sehen erwartete.

Aber er handelte erst und wollte später darüber nachdenken.

Manolito hielt die Petroleumlampe noch in der Hand. Er riß sie empor und schleuderte das Objekt ohne zu zögern Mahay entgegen.

Der bückte sich. Die Lampe verfehlte ihn und krachte gegen die Gewölbewand. Der Glaszylinder zerplatzte wie eine reife Frucht.

Das Petroleum ergoß sich über die Wand und über den Boden.

Sofort leckten riesige Flammenzungen darüber hinweg.

Noch im Wegducken warf Rani sich nach vorn. Im nächsten Moment lagen die beiden Männer sich in den Haaren.

Rani schoß einen Haken ab. Der saß. Manolito flog zurück und taumelte gegen den niedrigen Brunnenrand, kam aber sofort wieder auf die Beine.

Im Schein lodernder Flammen und zunehmender Rauchentwicklung entspann sich ein Kampf auf Leben und Tod.

Mahay stellte sich dem Gegner und kämpfte mit seiner ganzen Kraft. Manolito war kräftig, weniger kompakt wie Mahay und scheinbar wendiger. Doch gegen den Inder war er unbeholfen und plump. Rani bewegte sich mit der Wendigkeit eines Fisches, den man vergebens zu greifen versuchte. Dem Inder kam es darauf an, seinen Gegner so schnell wie möglich kampfunfähig zu machen und ihm überhaupt keine Chance zu geben, seine schwarzmagischen Fähigkeiten einzusetzen.

Manolito wußte alles, er würde auspacken, wenn man ihm dementsprechende Fragen stellte. Es gab gewisse Hilfsmittel, die machten auch einen Schwarzen Priester gefügig.

Die Rechnung ging nicht auf.

Aus dem Rauchvorhang schob sich eine massige Gestalt, Kay Olsen, der Schreckliche, halb Mensch, halb Echse. Rani erkannte die Gefahr zu spät und reagierte nicht mehr.

Er erhielt einen Stoß mit solcher Wucht in die Rippen, daß er seitwärts wegtaumelte. Instinktiv suchte er noch nach einem Halt. Er stolperte gegen den niedrigen Brunnenrand.

Ein zweiter Schlag! Diesmal auf den Hinterkopf…

Todesgefahr! Dieses Signal grellte noch in seinem Bewußtsein auf.

Er wollte die Konsequenzen daraus ziehen. Nach Marlos ›springen‹! Zu spät! Das Bewußtsein verließ ihn, und er kippte über den Brunnenrand. Da gab es kein Halten mehr…

Selbst wenn er jetzt wieder zu sich gekommen wäre, es hätte ihm nichts mehr genützt. Wurde der Totenbrunnen in einer bestimmten Richtung benutzt, gab es – auf halbem Weg zumindest - kein Zurück mehr. Mahay raste der anderen Seite des Totenbrunnens entgegen.

Der mündete – genau wie der Opferbrunnen der Mayas im Dschungel von Yucatán – in der Welt und der Eigenzeit des Schlangengottes, in der auch Björn Hellmark inzwischen angekommen war.

Allerdings mit einem Unterschied.

Mahay trug kein Abwehr- und Schutzmittel bei sich. Er war den verändernden, grauenhaften Einflüssen hilflos ausgesetzt, als er auf der anderen Seite über den Brunnenrand geschleudert wurde.

Unsichtbare Hände schienen ihn darüber hinwegzustoßen.

Mahay rollte über den Boden, blieb in einer steinigen Bodenmulde liegen und war nicht mehr der, den er noch vor wenigen Sekunden verkörperte.

Er hatte nicht nur eine andere Welt erreicht, sondern auch Jahrtausende in der Geschichte der Erde nach rückwärts übersprungen. Er war in der Vergangenheit Xantilons angekommen, zu einem Zeitpunkt, als die Insel schon dem Untergang nicht mehr zu entreißen war und der Schlangengott dieses Domizil auch schon wieder verlassen hatte.

Doch auch das war noch nicht alles…

Rani Mahay war verändert.

Die eine Hälfte seines Körpers war noch menschlich, die andere die einer plumpen, urwelthaften, schreckeinflößenden Echse…

*

Im Keller des Olsen-Hauses griffen die Flammen um sich.

Wimmernd wichen die gefangenen Opfer in die äußerste Ecke zurück. Doch auch dort gab es keine Rettung mehr für sie vor dem sauerstoffvernichtenden Rauch oder dem mordenden Feuer.

Der Keller war eine einzige Flammenholle.

Manolito alias Vartan Konk hätte mit einem einzigen Wort der Feuersbrunst ein Ende bereiten können. Er wollte es nicht. Die Dinge hatten sich verändert und auf eine Weise entwickelt, wie sie nicht von ihm gewünscht worden waren.

In seinem Herzen empfand er als Dämon. Er wollte keine Halbheiten, wollte alles – oder nichts. Dieser »Stützpunkt« des Schlangengottes, den er mit Hilfe des Kay Olsen geschaffen hatte, war inzwischen anderen bekannt. Er hatte kein Interesse mehr an ihm.

Das Haus würde ein Raub der Flammen werden…

Hustend und nach Luft ringend taumelte nun auch der »Schreckliche« auf ihn zu, der Mahay aus dem Hinterhalt zu Boden gestreckt hatte. Kay Olsen und der Maya warfen sich nicht mal mehr einen Blick zu.

Hier gab es nur eines: reagieren. Der Weg, den sie gehen mußten, war klar. Ihr Ziel konnte nur – wollten sie selbst kein Opfer der prasselnden Feuerhölle ringsum werden – die Flucht von dieser Welt in die des Schlangengottes sein.

Kurz hintereinander stürzten sich Kay Olsen und der Maya in den Brunnen.

Keine Sekunde zu spät!

Gleich darauf platzte die Decke unter der Wucht der Hitzewand. Auch der Rand des Totenbrunnens war nun in brüllende Flammen

getaucht.

Steine brachen herab, alles was wirklich war in der künstlichen Welt, die Olsen und Manolito im Keller des Hauses errichtet hatten, wurde vernichtet.

Die mannsgroßen Statuen – zum Teil aus Ton, zum Teil aber auch nur aus Wachs – glühten völlig aus, andere wurden bis zur Unkenntlichkeit zusammengeschmolzen.

Das Haus brannte bis auf die Grundmauern nieder, ehe Feuerwehr und Polizei von einem zufällig vorbeifahrenden Handlungsreisenden alarmiert wurden.

Das große Rätselraten begann…

*

Der »Innenhof« der geheimnisvollen Stätte ähnelte entfernt dem einer mittelalterlichen Burg.

Björn Hellmark blickte sich aufmerksam um.

Von dem wackeligen Tor der verlassenen Stätte her waren es nur wenige Schritte zu arkadenähnlichen, nun aber zerfallenen Torgängen.

Im Halbschatten der Ruinen wurde Björn ein seltsames Gefühl der Bedrückung und Beklemmung nicht los.

Julio Hernandez mußte irgendwo sein…

Hellmark sah den bizarr verzierten Eingang in ein Gebäude. Das Relief über dem Eingangsbogen, der einen ziemlich baufälligen Eindruck machte, wurde durch ein Schlangenpaar geschmückt.

Es hockte sich gegenüber. Beide Schlangen waren sehr merkwürdig. Die eine hatte eine starke, schuppige Oberfläche, und ihr Schädel war klobig und mehr echsen- denn schlangenhaft. Das war der Schlangengott…

Die andere, ihm gegenüber hockende war ein Halbwesen. Der untere Körperteil war eindeutig der einer Schlange, die obere Hälfte der nackte, makellose Leib einer Menschenfrau.

Luku-U'moa, die Schlangengöttin, die aus dem Menschengeschlecht hervorgegangen sein sollte, sich mit dem aus einer anderen Dimension stammenden Schlangengott vereinte und dann versuchte, diesen zu hintergehen und ihm die Macht abspenstig zu machen.

Die beiden, die erst beschlossen hatten, eine gemeinsame Schlangenrasse zu gründen, bekriegten sich.

Von Luku-U'moa hieß es, in ihr vereinige sich das Gute und das Böse, sie sei unberechenbar, listig und launenhaft.

Zum erstenmal hatte Björn etwas von dieser Schlangengöttin durch die Botschaft Ak Nafuurs gehört. Luku-U'moa gehörte nicht zum Erscheinungsbild der Dämonen.

Außer einer flüchtigen Begegnung mit der Welt des Schlangengottes in der Vergangenheit Xantilons hatte er bisher nie etwas damit zu tun.

Er sah, daß im Schatten der baufälligen Arkaden etwas kroch.

Sofort dachte er an eine Schlange, packte das Schwert fester und lief nach vorn. Auf dem Boden vor ihm – lag ein Mensch! Eine Frau, nur mit einem dünnen, hellen Hemd bekleidet…

Die Fremde war am Ende ihrer Kräfte und konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten. In ihren Augen aber stand noch immer wilde Entschlossenheit zu lesen, dem Geheimnis dieser unseligen Lage auf die Spur zu kommen.

Björn kümmerte sich um die Frau, sprach sie ruhig an, fragte wie sie hierherkäme und wer sie wäre…

Angelika Huber antwortete mit schwacher Stimme.

Hellmark konnte sich rasch ein Bild von den Umständen machen, die zu der außergewöhnlichen Situation paßten, die Angelika Huber jedoch offensichtlich nicht als ihre Wirklichkeit begriff. Und dieser Tatsache allein hatte sie es bis jetzt zu verdanken, daß sie dem Wahnsinn noch nicht verfallen war. Aber der stand unmittelbar bevor. Je länger sie sich in der Welt des Schlangengottes aufhielt, desto wahrscheinlicher war es, daß sie den Verstand verlor.

»Warten Sie hier auf mich«, sagte er freundlich zu ihr. »Ich beeile mich, so gut es geht. Ich werde zurückkehren und Sie mitnehmen, und Sie werden glauben, daß alles nur ein böser Traum gewesen war…«

Angelika Huber sah dem blonden Mann nach wie einer Erscheinung.

Hellmark begab sich zu der großen Öffnung, die von dem außergewöhnlichen Schlangenpaar besonders hervorgehoben war.

Aus dem Schatten sprang ihn eine Gestalt an.

Ein Wesen, halb Mensch halb Echse…

Die linke, menschliche Gesichtshälfte war die – Julio Hernandez'!

*

Er hatte es erwartet. Die Einflüsse, die wie tödliches Gift im Totenbrunnen hockten, waren auf Hernandez' Organismus voll wirksam geworden.

Viel Zeit zum Überlegen blieb Björn nicht.

Der Echsenmensch griff ihn sofort an. Aus dem geteilten Mund kam ein tierisches Knurren und Fauchen.

Hernandez verfügte über wahrhaft übermenschliche Kräfte. Hellmark flog zurück.

Er parierte. Es wäre ihm mit dem Schwert ein Leichtes gewesen, Hernandez auf der Stelle trotz dessen gewaltiger Kraft zu töten. Doch

etwas hielt ihn davon ab. Er dachte an die »Ewige Flamme der Schlangengöttin Luku-U'moa«, um die es ein Geheimnis gab.

Es kam ihm schon zugute, wenn der Schreckliche, zu dem Hernandez geworden war, ausgeschaltet war.

Björn verdoppelte sich. Macabros materialisierte genau hinter dem Schrecklichen. Alles, was Hellmark in Händen trug, wurde bei dem Verdoppelungsvorgang ebenfalls erfaßt. So kam es, daß auch Macabros ein Schwert in den Händen hielt.

Der schwere, metallene Griff sauste auf den Schädel der unheimlichen Gestalt herab.

Das Echsenmaul schnappte zu. Hernandez-Echse verdrehte die Augen, das dumpfe Fauchen verstummte.

Ein zweiter Schlag erfolgte, noch ehe der Getroffene die Achsendrehung vollziehen konnte.

Ohne einen weiteren Laut von sich zu geben, sackte der Echsenmensch in die Knie und blieb in dem fahlgelben, steinigen Sand einer unwirklichen Welt liegen.

Hellmark verlor keine Zeit. Er sprang über den reglos am Boden Liegenden hinweg, während Macabros ihm schon voraus eilte. Hinter dem schlangengeschmückten Bogengang begann ein gewundener Tunnel, der sich spiralförmig in die Erde drehte.

Aus der Tiefe schimmerte ein grünliches Licht. Es lag genau im Mittelpunkt der Spirale. Hellmark hatte das Gefühl, in einen unendlich weit entfernten, beleuchteten See zu blicken.

War dies das Heiligtum, wo die »Ewige Flamme« aufbewahrt wurde?

Gleich würde er mehr wissen…

Er hielt sein Versprechen, Zeit einzusparen, wo immer es ging, um Angelika Huber die Chance einer Rückkehr zu ermöglichen.

Er versetzte Macabros in die Tiefe - und stand im selben Moment einem Sandwurm von ungeheuren Ausmaßen gegenüber, so daß er sofort zum Kampf herausgefordert wurde, noch ehe er sich über seine neue Umgebung informieren konnte.

Der Kopf des Sandwurms hatte einen Durchmesser von gut und gern vier Meter, der Körper des riesenhaften Geschöpfs eine Länge von vielleicht zweihundert Meter, der lange, borstige Leib die Farbe des Sandes außerhalb der Erdhöhle, in die Hellmark vordrang.

Das Heiligtum Luku-U'moas war von gewaltigen Erdlöchern und Nischen durchbrochen, so daß es am ehesten mit einem durchlöcherten, überdimensionalen Schweizer Käse zu vergleichen war.

In diesen Öffnungen hatte der Sandwurm einen Großteil seines unfaßbaren Körpers zusammengeschlängelt und verborgen. Er hatte dabei im wahrsten Sinn des Wortes richtige Schleifen in seinen Körper

gelegt, was dessen Elastizität noch unterstrich.

Das Untier riß den Rachen auf. Das Maul war groß wie ein Scheunentor.

Es machte nichts aus, daß der riesige Schädel mit dem Aussehen eines Werwolfs Macabros entgegenstieß, um den vermeintlichen Eindringling zu zerreißen. Was unter normalen Umständen auch keine Schwierigkeit für ihn gewesen wäre.

Was mal von diesen dolchartigen Reißzähnen gepackt wurde, hatte keine Chance mehr, sich noch mal zu befreien.

Ein Mensch aus Fleisch und Blut hatte keine Aussicht, an diesem Koloß vorbeizukommen und den Schrein zu erreichen, der in den Boden eingelassen war und auch vom Leib des Sandwurms nicht berührt wurde.

Die helle Fläche war der genaue Mittelpunkt der Höhle. Die gewundene Treppe führte wie ein seltenes, außerirdisches Gewächs schwarz und bizarr in die Höhe. Von hier unten war deutlich im grünlichen Licht aus der Tiefe zu erkennen, daß die Oberfläche der Treppe aussah, als wäre sie aus handtellergroßen schwarzen, nach außen gedrehten Muscheln gebildet.

Der Sandwurm stieß nach vorn, auf Macabros zu. Der tauchte im gleichen Augenblick im Nacken des riesigen Tieres auf und stieß zum erstenmal mit dem Schwert zu. Tief bohrte sich die Spitze in das zähe Fleisch.

Der Kopf der Bestie flog herum. Aus dem geifernden Maul kam ein ohrenbetäubendes Brüllen.

Macabros setzte zum zweiten Stoß an und vollendete auch ihn.

Aber es war genau das gleiche, als würde er mit Stecknadeln bewaffnet auf Waljagd gehen.

Das Schwert kam nicht durch die Fettschicht des nun wie wild um sich schlagenden Tieres.

Mit diesem Schwert war ein Sieg ausgeschlossen…

Wie einfach wäre es dagegen mit dem »Schwert des Toten Gottes« gewesen, das er immer stärker vermißte, je länger er es entbehren mußte.

Bei diesem dämonenhaften Wesen hätte die flüchtige Berührung mit jener, in einem magischen Feuer geschmiedeten Klinge genügt, um das finstere Leben ein für allemal aus seinem Körper entfliehen zu lassen.

Der Sandwurm schüttelte sich und riß den Kopf empor, sein ganzer Körper war eine einzige, in Bewegung geratene Masse. Einem Menschen wäre es normalerweise unmöglich gewesen, auf diesem Körper festen Stand zu haben.

Für Hellmarks Doppelkörper aber war es kein Problem.

Macabros rochierte ständig und berührte kaum noch den wild

peitschenden Körper.

Der riesige Sandwurm war ein Gegner, der aus jeder Begegnung mit einem Eindringling siegreich hervorgehen mußte. Einen besseren Wächter der »Ewigen Flamme« konnte man sich nicht wünschen.

Solange das Untier hier weilte, war es unmöglich, an den Schrein heranzukommen.

Durch Macabros' besondere Eigenarten wurde jedoch ein beträchtlicher Zeitgewinn herausgeholt.

Macabros tauchte plötzlich vor dem Schädel des Ungeheuers auf – und im nächsten Moment geschah es.

Er bohrte sein Schwert in das rechte Auge des Sandwurms.

Eine dunkle, zähflüssige Masse tropfte aus der Kopföffnung. Das Ungetüm bäumte sich brüllend kerzengerade auf. Mit ihm stieg Macabros empor, dessen Aktionen von Björn Hellmark wie die Bewegungen einer Marionette bei einem Puppenspieler jederzeit kontrolliert und ausgeführt werden konnten.

Der »unbesiegbare« Sandwurm wußte diesen Gegner nicht zu packen, ein Gegner der entgegen allen Gesetzen der Trägheit agierte und kämpfte.

Das zweite Auge!

Macabros sah es vor sich und stieß zu.

Das machte dem Ungetüm den Garaus.

Es schlug heftig um sich, sein ganzer Körper befand sich in Aufruhr. Statt der Augen gähnten zwei schwarze Löcher in dem großen Werwolfschädel. Der Kopf ruckte herum, dann fiel der lange Borstenleib krachend aus den Ecken und Nischen, in denen viele Meter zurückgezogen lagen.

Hellmark hatte Glück, daß der Kadaver nicht über die dicke Glasplatte zu liegen kam, aus der das grünliche Licht gespenstisch leuchtete.

Er mußte sich beeilen, denn er wußte nicht, ob neue Gefahren auftauchten, die Ak Nafuur nicht erwähnte oder kannte. Es war nicht möglich, die Glasplatte zu öffnen. Hellmark mußte sie zerstören. Sie zersplitterte. Die runde Öffnung lag frei vor ihm. Das Leuchten war nun intensiver.

Hellmark blieb seitlich, während Macabros in die Öffnung griff. Diese bewußte Vorsichtsmaßnahme rettete ihm das Leben.

Macabros' Hand war halb in der Öffnung, als von zwei Seiten fingerdicke Schlangen aus der Wand schossen. Spitze Zähne bissen sich in Fingern und Handgelenk fest, und das tödliche Gift spritzte aus den Giftdrüsen.

Ein Mensch wäre augenblicklich ein Opfer dieses massiven Giftangriffs geworden. Bei Macabros aber gab es keine Adern und sonstigen Blutgefäße, die das tödliche Quantum wirksam werden

lassen konnten. Die feinstoffliche Substanz war durch nichts anderes zu beeinflussen als durch reinen Geist…

Unbewegt griff Macabros die »Ewige Flamme« und nahm sie aus ihrem Schrein.

Die kleine, runde Bodenöffnung war mit geheimnisvollen Reliefs und Runen bedeckt, in denen das Bild einer Schlange beschworen wurde: ›Flamenco‹. Die ›Ewige‹, die Form einer Fackel. Der Griff bestand aus einem schweren Material, so daß auf Anhieb nicht zu sagen war, ob es sich um ein besonders hartes Holz oder um pures Eisen handelte.

Wie eine halbe, oval-längliche Kugel baute sich ein intensiv grün leuchtendes Lichtfeld über dem oberen Griffende auf. Das Licht war kalt. Hellmark erkannte es, als er vorsichtig seine Hand der ›Ewigen Flamme‹ näherte.

Björn stieg über das tote Untier hinweg und warf einen Blick in die Höhe zwischen der schwarzen, steil gewundenen Treppe hindurch, die sich wie eine groteske, fremdartige Brücke über ihm erhob.

Der blonde Mann, auf dessen abenteuerlichen Zügen sich das grüne Licht spiegelte, ging langsam und dann immer schneller nach oben. Er erreichte seine Ausgangsposition, ohne daß sich ein Zwischenfall ereignete.

Eilig lief er durch den Durchlaß mit den sich gegenübersitzenden Schlangen.

Da geschah etwas Merkwürdiges.

Der steinerne Bogen auf der Seite mit der Schlangengöttin nahm in dem Augenblick die Farbe des kalten Lichtes an, als Björn mit der ›Ewigen Flamme‹ darunter wegtauchte.

Wie vor einer unsichtbaren Wand prallte er zurück.

Das Licht im Körper Luku-U’moas bildete eine Runeninschrift, deren Inhalt deutlich und unmißverständlich für denjenigen war, der die alte Sprache beherrschte.

Björn Hellmark befand sich in dieser Lage. Er verfügte über außergewöhnliche Kenntnisse der alten Sprache, die einst auf Xantilon gesprochen worden war, genau genommen noch jetzt gesprochen wurde. Denn in dieser Minute befand er sich Jahrtausende in die Vergangenheit zurückversetzt.

Die Schriftzeichen ergaben folgenden Hinweis: *»Wer die ›Ewige Flamme‹ meiner Freiheit trägt, wird die Kraft des Schlangengottes brechen, wo immer dies auch sein mag. Denn – meine Macht ist größer als seine…«*

Hellmark lief in den düsteren, gespenstisch wirkenden Innhof.

Die Blicke des Abenteurers suchten Angelika Huber und den ohnmächtig zurückgelassenen Hernandez.

Sie waren beide verschwunden!

Hellmarks Blick irrte zu dem morschen Eingangstor der

Ruinenstätte.

Dort sah er etwas, das das Blut in seinen Adern gefrieren ließ.

Dort stand der veränderte Hernandez, näherte sich mit ausgestreckten Armen der Frau, die nur noch wenige Schritte von ihm entfernt im Sand hockte und den Spuren zufolge offensichtlich dorthin gekrochen war, und versuchte sich zu erheben.

Mit drei schnellen Schritten war Björn am Tor und bereit, sofort erneut gegen Hernandez anzutreten. Diesmal mit der »Ewigen Flamme«… »Julio!« rief er scharf.

Er stand hinter dem Mexikaner. Das kalte Licht berührte seinen Körper. Julio Hernandez bekam die Wirkung der Flamme schon zu spüren, noch ehe er sie zu Gesicht bekam.

Er fuhr zusammen und wand sich wie unter Krämpfen. Gelbe Rauchschwaden lösten sich von seinem Körper, als wären punktförmig mehrere Brenngläser auf seine Echsenhaut gerichtet, die diese nun schmoren ließen.

Björn selbst wollte es kaum glauben, als er die Wirkung sah.

Hernandez taumelte, als hätte er von einer unsichtbaren Faust einen Schlag abbekommen.

»Julio!« entfuhr es Hellmark, indem er neben dem Begleiter auftauchte, den das kalte Licht der ›Ewigen Flamme‹ getroffen hatte, »alles okay?«

»Si… aber ich… wie kommen wir hierher? Wo sind wir, was ist… geschehen?«

Er blickte sich verwirrt um. Allem Anschein nach wußte er nichts von dem, was während seines »Echsendaseins« vorgefallen war.

»Später, Julio… ich erkläre Ihnen alles. Nun nichts wie weg hier. Wir haben, was wir wollten. Bringen wir es in Sicherheit, ehe andere Faktoren möglicherweise den Transport nach drüben erschweren oder gar verhindern…«

Er lief durch das Tor.

Was er zu sehen bekam, war wie ein Alptraum.

Die Szene brannte sich förmlich in sein Bewußtsein.

Angelika Huber hatte sich inzwischen entweder mit letzter Kraft erhoben oder war von dem Echsenmenschen, der sich ihr vom Brunnen her genähert hatte, mit harter Hand emporgerissen worden.

Sie warf sich der Echse entgegen und schluchzte, aber ihre Stimme war nur noch ein Hauch.

Einige Schritte vom Brunnen entfernt stand an einen kahlen, knorrigen Stamm ein braunhäutiger Mensch gelehnt. Ein Indio! Manolito?!

Das Lächeln auf seinem Gesicht gefror, als er Hellmark ansichtig wurde.

Neben dem Brunnen tat sich genau in dieser Sekunde noch etwas.

Eine Gestalt richtete sich auf, die Hellmark bekannt vorkam, die in dieser Erscheinung doch fremd war.

Ein Mann, halb Mensch – halb Echse. Jemand, den er hier auf keinen Fall erwartet hätte.

Rani Mahay!

Dann ging es Schlag auf Schlag.

Hellmark preschte nach vorn, als die kreischenden Vögel auftauchten.

Totenvögel!

Seitdem dämonische und schwarzmagische Praktiken in diesem Landstrich durchgeführt wurden, hielten sich auch besondere Tiere hier auf.

Zu ihnen gehörten die Totenvögel, die am ehesten vergleichbar waren mit irdischen Aasgeiern. Ihre Hälse waren lang und nackt. Das Gefieder war schwarz. Der Schädel zeichnete sich aus durch einen dicken, leicht gebogenen Schnabel, wie er typisch war für Aasfresser.

Doch ob Aas oder nicht, darauf kam es ihnen nicht an. Sie hatten auch Interesse an Frischfleisch und nahmen keine Rücksicht auf Freund oder Feind.

Zwei Totenvögel griffen sofort an.

Einer stürzte sich auf den um den Brunnen taumelnden Rani Mahay, der zweite jagte im Sturzflug auf Angelika Huber hinab, riß einen riesigen Fetzen aus ihrem an sich schon mitgenommen aussehenden Nachthemd… und warf sie zu Boden.

*

Er verlor keine Sekunde.

Hellmark reagierte und ließ gleichzeitig Macabros entstehen, um einen Helfer mehr zur Verfügung zu haben.

Das war auch dringend notwendig.

In der fremden Landschaft vor der Ruine des Schlangengottes spielte sich ein unbarmherziger und einmaliger Kampf ab.

Ein Schuß krachte. Julio Hernandez griff ein. Seine Kugel verfehlte beim erstenmal den Totenvogel, der sich auf die Frau stürzte.

Und dann war Hellmark zu nahe dran, um eine zweite abfeuern zu können. Das Schwert wischte durch die Luft. Der Hieb spaltete den Schädel des großen Tieres, ehe Angelika Huber von dem Schnabel getroffen wurde. Der Vogel brach seitlich neben ihr weg. Julio Hernandez kümmerte sich sofort um sie, ging in die Hocke und zielte. Der Schuß galt dem anderen Totenvogel, der Rani Mahay angriff.

Der Echsenmann, mit dem Angelika Huber zu tun hatte, geriet in das Lichtfeld der ›Ewigen Flamme‹.

Brüllend schlug der Getroffene die Hände vor sein zweigeteiltes

Antlitz.

Schwefelgelbe Rauchschwaden lösten sich aus der schuppigen Haut. Das kalkweiße Menschenantlitz nahm wieder Farbe an, während die Seite mit dem Echsenausdruck schmolz wie unter ätzender Säure.

Selbst nach Jahren manifester Herrschaft des Schlangengottes, wurde dessen Macht rapide zurückgedrängt. Aus dem Schrecklichen wurde wieder - Kay Olsen!

Wie erstarrt stand er da, blickte an sich herab und in die Gegend. Seine Lippen bewegten sich, ein ungläubiger Ausdruck trat in seine Augen, und es schien, als würde er aus einem hundertjährigen Schlaf erwachen.

Ein gellender, voller Verzweiflung und Grauen ausgestoßener Schrei hallte an ihre Ohren.

Er kam aus dem Mund Manolitos!

Macabros stand nur eine Reichweite von dem Eingeborenen entfernt – und hielt die »Ewige Flamme« in der Hand.

Manolito wandte sich ab mit Stöhnen. Er warf sich nach vorn, dem Brunnenrand entgegen.

Flucht!

Das Licht der ›Ewigen Flamme‹ störte ihn, bewirkte jedoch keine tiefgreifende Änderung in seinem Wesen. Wenn Manolito aber ein lebendes Handwerkszeug in der Hand des Schlangengottes war, dann mußte sich logischerweise Luku-U'moas bannende Kraft auch auf ihn bemerkbar machen.

Der Spruch im Durchlaß fiel ihm ein.

Wer die › Ewige Flamme‹ trägt… damit konnte nur jemand aus Fleisch und Blut gemeint sein! In Macabros' Hand verdoppelte sich die magische Fackel zwar, aber die Wirkung war nicht die des Originals.

Es gab nur eine »Einfachwirkung«…

Aus der Erkenntnis zog Hellmark den richtigen Schluß. Im nächsten Moment lief er selbst Manolito entgegen. Das kalte Licht streifte Rani Mahay, der sein normales Aussehen wieder annahm.

Hellmark war zwei Sekunden zu langsam.

Manolito sprang förmlich in den Totenbrunnen hinein.

»Folgt mir nach!« rief Björn, der ebenfalls über den Rand hechtete.

Julio Hernandez trug die ohnmächtige Angelika Huber auf den Armen, Kay Olsen befolgte Hellmarks Ratschlag mechanisch, auch Rani Mahay glitt über den Brunnenrand, ohne sich an die Ereignisse der letzten Minuten voll erinnern zu können.

Ganz vorn in der Tiefe war die dunkle Gestalt des ins Nichts stürzenden Manolito zu erkennen. Er versuchte vergebens, aus dem Strahlungsbereich der magischen Fackel zu gelangen. Hellmark war ihm zu dicht auf den Fersen - und dies wurde ihm zum Verhängnis.

Aus der Tiefe drang das langgezogene Stöhnen, das wie ein Echo,

das sich durchs Weltall fortpflanzte, nachhallte.

Im gespenstisch-grünen Schein der ›Ewigen Flamme‹ – die sich als eine Waffe von immenser Schlagkraft erwies, sahen sie alle die Auflösung eines Mannes, der seit Jahrhunderten im Dienst des Schlangengottes stand und ihm praktisch ein Leben verdankte, das unter normalen Umständen längst zu Ende gewesen wäre.

Manolitos Körper zerfiel wie ein Puzzlespiel, das auseinandergerissen wurde.

Dunkel und bizarr schwebten die einzelnen Teile davon, wurden nebelhaft und lösten sich schließlich vollends auf. Sie kamen nicht auf der anderen Seite des Brunnens an, den Björn Hellmark und seine Freunde in diesen Sekunden erreichten…

*

Sie waren mitten im Dschungel, am Brunnen, der zu dem vergessenen Maya-Dorf gehörte. Es lag ausgestorben da, kein Eingeborener war mehr zu sehen.

Hellmark hatte kein Interesse daran, auch nur eine Minute länger zu bleiben als notwendig.

Rani Mahay unterstützte ihn.

Zuerst wurde die ohnmächtige Angelika Huber in das Marien-Hospital zurückgebracht. Rani deponierte sie in dem Krankenzimmer, aus dem sie entführt worden war. Im Krankenhaus herrschten noch immer Aufregung und Verwirrung. Polizei war da. Der Inder traf einen Beamten wieder, mit dem er am späten Nachmittag gesprochen hatte. Rani gab einer Schwester einen Wink über Angelika Huber, die dringend ärztliche Betreuung brauchte. Er wußte, daß er damit die Verwirrung noch steigerte, aber das nahm er in Kauf. Es ging um das Leben der jungen Münchnerin.

Er wollte nach Marlos verschwinden, als ein markerschütternder Schrei aus dem Keller drang. Befehle wurden gebrüllt, dann krachten Schüsse.

Rani spurtete los.

Er lief in den Keller, in dem man den toten Pfleger schließlich gefunden hatte und nun auch auf die »Schlange« gestoßen war. In der allgemeinen Verwirrung achtete niemand darauf, daß noch jemand auftauchte.

Rani bekam die zuckende Riesenschlange zu Gesicht, und er wurde auch Zeuge eines Vorgangs, den er nie vergaß.

Ein letztes Zucken lief durch den gewaltigen Körper.

Exitus…

Im Sterben veränderte sich der Körper. Ein Stöhnen ging durch die Reihen der versammelten Menschen, als sie sahen, was geschah.

Aus der Riesenschlange schälten sich die Umrisse einer Frau.

»Schwester Renate…«, entrann es den Lippen einer Kollegin. Sie wurde ohnmächtig. Man hatte Schwester Renate erschossen.

*

Er kehrte nach Marlos zurück und sprach mit Björn über alles.

Hellmarks Miene wirkte wie aus Stein gemeißelt.

»Es wäre auf einen Versuch angekommen«, murmelte er. »Ein Versuch, bevor die Schüsse fielen. Die ›Ewige Flamme‹ hätte es sicher ermöglicht, aus der Schwester den Keim des Schlangengottes zu vertreiben. Doch nun ist es zu spät… Auch Manolito ist tot…wir werden nie erfahren, wie es zu seinem Auftauchen hier kam, warum Schwester Renate zur Schlange wurde, was er unter Umständen mit ihr vorhatte… ändern läßt sich vielleicht aber noch eines…«

»Was, Björn?«

Noch während Rani den Freund fragte, machte der einen Versuch.

Kay Olsen war wieder an seinem Haus, stand vor den rauchenden Trümmern, begriff die Welt nicht und mußte in jener Stunde anfangen zu leben, wo die Erinnerung ihn im Stich gelassen hatte, wo er begann, zum Schrecklichen aus dem Totenbrunnen zu werden. Er wußte nichts über die Zeit des Schreckens, die er anderen in seinem Haus bereitet hatte, fremden Frauen und Sonja Wilken, für die es keine Rettung mehr gegeben hatte…

Julio Hernandez war von Macabros nach Mexiko City zurückgebracht worden.

Nach Mexiko kehrte Macabros noch mal zurück. Nicht in die Stadt, sondern weit abgelegen in die Berge, wo in der Einsamkeit die Heilanstalt stand.

Macabros versetzte sich in die Isolierzelle, in der Evita Mochares an diesem Tag zurückgeblieben war.

Er brachte die »Ewige Flamme der Schlangengöttin Luku-U’moa« mit…

Wie ein Häufchen Unglück saß Evita in der Ecke der kahlen, gepolsterten Zelle und trug eine Zwangsjacke.

Das grünliche Licht fiel auf ihr Gesicht…

Da war es, als würde ein unsichtbarer Hauch sie anwehen.

Sie schlug die Augen auf, gab einen leisen, überraschten Ausruf von sich und blickte hoch…

»Björn…«, murmelte sie beseelt, »Björn Hellmark?«

Und wieder zeigte sich die ungeheure, unfaßbare Kraft, die in dem kalten, magischen Licht der Fackel steckte.

»Evita – du erkennst mich wieder?«

»Si… wieso sollte ich nicht?« Ihre Augen leuchteten, ihre Stimme

klang klar und natürlich. Erst als sich die junge Mexikanerin erheben wollte, merkte sie, daß sie nicht konnte, daß sie in einem sackähnlichen Kleid steckte.

Macabros öffnete die Zwangsjacke, Evita streifte sie ab wie ein lästiges Anhängsel.

»Was ist los mit mir?« fragte sie plötzlich leise. »Wo bin ich hier? Was ist geschehen?«

Er konnte es wagen, es ihr zu sagen, die Wirkung der ›Ewigen Flamme‹, jenes geheimnisvolle kalte Licht, zu erklären.

Alles Unheil, das mit dem Schlangengott in Verbindung stand, konnte dieses Licht im wahrsten Sinne des Wortes bereinigen…

Als er die Zelle verließ und der kleinen Krankenschwester den Tip gab, bei Evita nachzusehen und den Arzt darüber zu informieren, daß eine Untersuchung angebracht sei, sah sie ihn erst an, als wäre er selbst reif zum Hierbleiben.

Doch die Untersuchung brachte die Wirklichkeit einwandfrei an den Tag.

Evita Mochares war völlig gesund. Es war ein Wunder geschehen für diejenigen, die die Zusammenhänge nicht kannten…

Ein letzter Abstecher bei Julio Hernandez. Der Journalist stand nachdenklich am Fenster und starrte versunken auf die Straße.

»Ich soll Ihnen viele Grüße von Evita ausrichten, Julio«, sagte eine vertraute, freundliche Stimme hinter seinem Rücken. »Sie ist gesund und rechnet damit, daß man sie in zwei oder drei Tagen entläßt… Dann will sie sich nicht mehr auf eigene Faust über das gefährliche Vermächtnis und den Ritus eines verschollenen Indianerstammes kümmern…«

Hernandez drehte sich um wie ein Roboter. »In… zwei oder… drei Tagen…«

Das andere schien er gar nicht gehört zu haben.

»Ja, Sie können sich darauf verlassen. Adios, Julio!« Macabros verschwand.

Als Evita wirklich wie angekündigt zwei Tage später in die gemeinsame Apartmentwohnung wieder einzog, konnte Julio Hernandez es kaum fassen.

Björn Hellmark alias Macabros saß auf der Insel Marlos in der Geister-Höhle. Auf der obersten Stufe neben dem Thron lag die »Ewige Flamme der Schlangengöttin Luku-U'moa«. Das kalte, klare Licht schuf eine eigenwillige Atmosphäre in der an sich schon gespenstischen Umgebung.

Die magische Fackel hatte viel vermocht. Aber Ak Nafuur hatte durchblicken lassen, daß sie auch für die Zukunft ein wichtiges Requisit für ihn sein würde. Wenn er sie nicht in seinen Besitz hätte bringen können, wäre es unmöglich gewesen, den Weg in die

Dimension des Grauens fortzusetzen… Glücklicherweise hatte er seinen Fund erobern und sichern können.

Der dritte Weg lag vor ihm. Noch wußte er nichts von seiner Aufgabe, von dem, was in dem versiegelten Umschlag mit dem Stichwort »Unheil-Höhle« auf ihn wartete…

ENDE